ibliothek Regensburg
Pacd. 143/I

111/192.

Paedag. 1113. I.

C.

Kleine
Plaudereien
für
Kinder,
welche
sich im Lesen üben wollen.

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Paed. 143/I

von
J. A. C. Löhr.
Pastor in der Altenburg vor Merseburg.

I L.

Frankfurt am Main
bei Philipp Heinrich Guilhauman
1800.

Vorbericht.

Diese kleinen Erzählungen sollen nichts anders, als den Kindern, welche noch Uebung im Lesen nöthig haben, für diesen Zweck etwas darbieten, was ihnen nicht unangenehm zu lesen ist, und vielleicht noch nebenbei manche gute Empfindung erweckt. Wem das nicht genug ist, bei dem weiß der Verfasser sich nicht zu entschuldigen. Uebrigens ist keine dieser Geschichten anderswo entlehnt; und was die Erzählungen von Thieren betrifft, so kann sie der Verfasser alle

durch seine eigene Erfahrungen verbürgen, bis auf die Geschichte vom Pferde.

Wer übrigens dieses Büchelchen mit den Vorbereitungen u. s. w. vereinigen will, hat es zwischen dem ersten und zweiten Bändchen derselben einzuschieben.

D. V.

Die Johannisbeeren.

Lottchen und Karolinchen, und Ludwig, die drei Kinder von Herrn Hartmann, waren mit ihrem Vater im Garten, und pflückten Johannisbeeren, die dieses Jahr vorzüglich gut gerathen waren. Den Kindern war dies ein großes Fest. Jedes freuete sich, wenn es eine recht lange volle Traube, mit großen Beeren gefunden hatte, und zeigte sie dann den andern.

„Halt," rief jezt der Vater, „wir haben genug Johannisbeeren. Nehmt sie und tragt sie der Mutter vor."

Die Kinder sahen den Vater bedenklich an. Der Vater merkte wohl, warum sie ihn ansahen, aber er lächelte und schwieg. „Vater," sagte endlich die dreiste Lotte, „sollen wir heute kein Pflückerlohn haben?"

„ Sieh doch, Töchterchen,“ antwortete der „ Vater, will denn das kleine Mäulchen im„ mer naschen! — Geht nur, fuhr er fort, „ und kommt mir gleich wieder.“

Die Kinder gingen, und kamen wieder. Sie meinten, der Vater würde ihnen erlauben, sich selbst Johannisbeeren zu pflücken, damit sie ihre Mühe nicht umsonst gehabt hätten — er hatte ihnen ja sonst immer das Pflückerlohn gegeben; aber der Vater sagte nichts.

„ Heute werden wir wohl keine Johannisbeeren bekommen;“ sagten die Kinder, und sahen ziemlich betrübt dabei aus, und schlichen im Garten umher.

Von ohngefähr guckt Lottchen ins Gartenhaus. „ Ei! ei! was seh ich?“ rief sie voll Freuden, hüpfte vor dem Gartenhause umher, und klatschte in die kleinen Hände.

Da standen auf dem Tische drei kleine Tellerchen voll Johannisbeeren von allen Farben, rothe und weiße und fleischfarbene, und ein kleiner Teller, mit etwas geriebenem Zucker, stand dabei.

„ Kommt, kommt!“ rief sie den andern „ zu. Stehn drei Tellerchen voll Johannis„ beeren im Gartenhause, und ein Tellerchen „ mit Zucker dabei!“ Eilig liefen die Kinder hin, und freuten sich eben so sehr, wie Lottchen.

„ Vater, sollen wir,“ fragten die Kinder, und sahen dem Vater nach den Augen.

„ Ja ihr sollt!“ antwortete dieser, und nun erst, war die Freude der Kinder ganz groß.

„Aber Vater, wie hast du denn das gemacht,“ fragte Karolinchen, „daß auf einmal so viel „ Johannisbeeren da sind? und der Teller „ und der Zucker? Du hast ja mit für die „ Mutter gepflückt, und wir haben ja nichts „ gesehen?“

„ Wißt ihr nicht“ antwortete der Vater, „ daß ich schon im Garten war, ehe ihr „ kamet? Da hatte ich schon alles zurecht ge„ macht, und in den Tischkasten geschlossen, „ und durft' es nur herausnehmen, wie ihr „ vorhin die Johannisbeeren der Mutter hin„ truget.“

Jetzt nahm jedes der Kinder seinen Teller, tütschte seine Beeren in den Zucker, und aß.

Kaum hatten die Kinder zu essen angefangen, da kam die Frau, welche in Herrn Hartmanns Garten das Unkraut ausjäten mußte, und hatte ihr kleines Töchterchen an der Hand. Grade heute war zum Jäten ein vortheilhafter Tag; denn in der vergangenen Nacht hatte es geregnet, und das Unkraut ließ sich aus der weichen Erde leicht ausziehen.

Die Mutter setzte das Kind neben einem Johannisbeerstrauch nieder, gab ihm ein Stückchen trocken Brod in die Hand, und sagte: „nun sitze mir stille, liebes Dortchen, und iß.“

Das Kind aß sein Brod. Aber jetzt fielen ihm die schönen Johannisbeeren an dem Strauche in die Augen. Das kleine Ding stand auf, und stellte sich vor den Strauch hin, sahe die Beeren mit Sehnsucht an, und vergaß sein Brod zu essen. Es hätte so gerne ein Paar Beeren von dem Strauche gehabt, aber es getraute sich nicht, eine einzige anzurühren.

Nun bemerkte das kleine Mädchen Herrn Hartmanns Kinder im Gartenhause, und wie es sahe, daß dieselben Johannisbeeren aßen,

da kam es näher, und immer näher, bis es endlich dicht am Gartenhause stand. Hier blieb es ganz traurig stehen, es sagte kein Wort, es forderte keine Beere von Herrmanns Kindern: aber man sahe es ihm recht sichtbar an, wie gern es ein Paar Trauben gehabt hätte; denn es sahe immer Hartmanns Kindern auf die Hände und auf den Mund.

„Sperr einmal auf dein Mäulchen, liebes Dortchen," sagte Karolinchen, und steckte ihr eine große Traube hinein.

Sichtbar sahe das Kind freundlicher aus, als vorher, und wurde immer freundlicher, da auch Lottchen und Ludwig eins ums andere mit Karolinchen, ihm Trauben in den Mund steckten. Das kleine Mädchen wurde ordentlich mit Trauben gefüttert. Zuletzt gaben ihm noch jedes von Hartmanns Kindern, ein Händchen voll in die Schürze. Fröhlich lief die Kleine damit zu ihrer Mutter. „Guck, Mutter!" sagte sie, und machte die Schürze nur ein ganz klein wenig auf, daß die Mutter die Beeren kaum sehen konnte.

Herr Hartmann hatte seinen Kindern von fern zugesehen, und freuete sich, daß sie das

Verlangen des kleinen Mädchens erriethen. „Das habt ihr recht gut gemacht, Kinder,“ sagte er; „denn die arme Mutter kann ihrer „kleinen Dorothee gewiß keine Johannis„beerenkaufen.“

„Ja, und wir essen auch wohl zehnmal „Johannisbeeren,“ fiel ihm Lottchen ein, „ehe „Dortchen nur einmal eine zu sehen bekommt!“

Dortchen hatte sich neben ihrer Mutter gesetzt, und aß ihr Brod und ihre geschenkten Johannisbeeren mit so großem Vergnügen, daß Hartmanns Kinder selbst ihre Freude daran hatten.

Die Erdbeeren.

„Kommt alle her!“ rief Herr Hartwig seinen Kindern zu, welche überall zerstreut waren, „kommt alle ins Gartenhaus.“

„Was muß denn der Vater wollen,“ sagten die Kinder, und sprangen von allen Seiten fröhlich herbei.

Im Gartenhause saß der Vater am Tische, und vor ihm stand ein hübsches flaches Körbchen, voll reifer rother Erdbeeren, die einen süßen gewürzhaften Duft im Gartenhause verbreiteten.

„Ei was sind das für schöne Erdbeeren!“ sagten die Kinder; „gewiß Vater, willst du „uns die Erdbeeren geben?“

„Ja“, antwortete der Vater, „das ganze Körbchen voll soll euer seyn, aber nicht anders, als wenn ihr die Erdbeeren aus dem Körbchen zu holen wißt, ohne sie mit dem Finger anzufassen; wolltet ihr sie mit den

Fingern heraus holen, so würden sie bald zu Brei werden, denn sie sind fast überreif. Wie wollt ihr es anfangen?"

Die Kinder besannen sich. „Ja," sagte Karl, „wer gleich ein Löffelchen hätte; oder nur eine Gabel," fiel Eduard ein, „oder eine kleine Zuckerzange," sprach Gustav; „oder recht spitze, spitze Messerchen;" setzte die kleine Louise hinzu. — Aber alles das hatten sie nun einmal nicht, und der Vater sahe lächelnd der Verlegenheit der kleinen Leute zu, die nun mit ihren Anschlägen zu Ende waren.

„Halt nun hab ichs," rief Justinchen, das älteste unter den Kindern, „nun hab ichs, wir nehmen meine Stricknadeln." Alle Kinder frohlockten über den glücklichen Einfall — Aber am Ende hatte Justinchen nur vier Stricknadeln, und der Kinder waren fünfe. Die fünfte Nadel war verloren. Was war zu thun? — Die Kinder besannen sich aufs neue; denn sie wollten gar zu gern die Erdbeeren zusammen essen.

Jetzt fand Eduard einen Ausweg. Er lief zum Zaun, und suchte sich ein trockenes Reis, schabte an dem einen Ende die Rinde mit seinem Taschenmesser ab, und spitzte das Ende zu. Nun konnten die Erdbeeren verzehrt werden.

Alle Kinder waren beim Essen der Erdbeeren fröhlich und heiter, und Karl war es nicht. Der unglückliche Knabe war mißgünstig. Immer dachte er, die Erdbeeren, welche die andern Kinder nahmen, wären reifer und größer als die seinigen. „Ich,“ rief er mißmuthig aus, „ich habe lauter schlechtes „Zeug, ich weiß nicht, wie ihr es macht, „daß ihr immer die schönsten Beeren findet!“

Die Kinder waren jetzt mit den Erdbeeren fertig, und Karl hatte kaum bemerkt, wie sie geschmecket hatten; denn er hatte nur immer seinen Geschwistern auf die Hand und auf den Mund gesehen.

„Das hat schön geschmeckt,“ sagten die andern, wie das Körbchen leer war, aber Karl sagte nichts; denn die Mißmuth hatte ihm den ganzen kleinen Schmaus verleidet, und noch eine Stunde nachher war er nicht aufgeräumt.

Der Pudel.

Karl und Fritze hatten einen schwarzen krausen Pudel, der ihnen tausend Spas machte; denn er konnte mancherlei Künste. Er tanzte auf zwei Füßen, trug einen Stock, oder einen Hut oder ein Körbchen im Maule, holte Sachen wieder aus dem Wasser, welche man hinein geworfen hatte, machte Thüren auf, und konnte sich stellen, als ob er mausetodt wäre.

Alle Künste, die der ehrliche Pudel konnte, machte er willig: aber nur wenn Karl es haben wollte, wenn Fritze es verlangte, so war er sehr verdrossen.

„Komm Caro, komm," rief Karl, und fröhlich sprang Caro auf, und an Karln hinan, oder um ihn herum, und paßte genau auf, wo der Stein oder der Stock hinfliegen würde, den er wieder holen sollte.

Wenn Karl ausgehen wollte, so war er sehr aufmerksam, ob er in den Hof, oder in den Garten, oder vor das Thor ging, und begleitete ihn allenthalben. Wenn Fritze spazieren gieng, so rührte sich Caro nicht.

„Such! verloren! Caro;" rief Fritze, aber Caro lag ruhig unter seinem Tische, und stellte sich, als ob er es nicht hörte. Oder: „komm Caro, komm, wollen spazieren gehen," und Caro that nicht, als ob er mitgehen wollte.

Fritze ärgerte sich, daß ihm der Hund so wenig gehorchen wollte, und sich fast gar nicht um ihn bekümmerte, da Karl hingegen ihn fast gar nicht los werden konnte. Aus Aerger darüber stieß und prügelte Fritze den Hund, oder warf mit Steinen nach ihm. „Wenn „ich nur wissen sollte," fragte er oft verdrießlich, „warum mir Caro nicht folgen „will? — Ich will dir es schon einmal „sagen" dachte Karl, und schwieg stille.

Ein Paar Tage darauf, war ein schöner warmer Tag, und mitten in der Stube war eine Stelle, auf welche die Sonne schien.

Caro hatte sich diese Stelle sorgfältig ausgewählt, und sich so lang, wie er war, hingestreckt. Die beiden Knaben gingen in der Stube umher. So oft Karl in die Gegend kam, wo Caro lag, bog er sorgfältig aus, damit er den Hund nicht störe. So oft aber Fritze dahin kam, stieß er den Hund mit dem Fuße, damit er aufstehen und ihm aus dem Wege gehen mußte.

„Sieh lieber Fritz!" sprach Karl, „so „machst du es oft mit dem armen Caro, und „dann wunderst du dich noch, daß er dir „nicht folgen will! wie kann dir ein Thier „denn gut seyn, wenn du es immer plagst?"

Der geschenkte Kuchen.

Auf dem großen Stein vor der Hausthüre saßen Eduard und seine Schwester Louise, und wollten das Stücke Kuchen verzehren, welches ihnen die Mutter geschenkt hatte. Da kam des Nachbars Heinrich gelaufen — ein kleiner Knabe, der noch nicht recht sprechen konnte, und stellte sich vor die Kinder hin.

„Mir Kuchen geben," stammelte der kleine Knabe, „Kuchen gut schmeckt. Heinrich Kuchen gern ißt."

„Geh fort," antwortete Eduard ihm unwillig, „mein Kuchen schmeckt mir selbst gut!"

„Komm her kleiner Kerl," sagte Louise freundlich, „ich will dir Kuchen geben; du wirst freilich wohl selten Kuchen zu schmekken bekommen!"

Luise brach ihren Kuchen halb von einander, und theilte mit dem kleinen Heinrich. Da wurde das Kind sehr vergnügt, seine Augen glänzten vor Freude, und er klopfte in seine Hände. „Dich recht lieb haben will,“ sagte er, „aber dem da nicht gut bin!“ Er wies dabei mit seinem Finger auf Eduarden.

Eduard schämte sich. Er fühlte wohl, daß Luise viel besser gehandelt hatte, als er.

Heinrich war bald mit seinem Kuchen fertig, Luise auch; — Eduard hatte seinen erst halb gegessen.

Willst du noch Kuchen, lieber Heinrich?“ fragte jetzt Eduard ganz leise. — „Von dir keinen will,“ antwortete dieser, „du mir doch nicht gern gibst!“

„O gewiß, Heinrich, jetzt gebe ich ihn gerne,“ sprach Eduard, und hielt dem Knaben den Kuchen hin.

Der Kleine aber schüttelte mit dem Kopfe, zog die Hände zurück, und hielt sie hinter dem Rücken. Da bat ihn Luise, daß er doch den

Kuchen nur nehmen möchte, Eduard bat ihn auch noch einmal. Jetzt nahm er den Kuchen.

„Wenn du gern giebst," sagte er zu Eduarden, „dir auch gut seyn will."

Heinrich wollte nun mit seinem Kuchen fort.

Willst du denn den Kuchen nicht hier essen? fragte Luise. „Nein, ich satt bin; Schwester auch Kuchen gern ißt;" antwortete Heinrich, und sprang munter davon.

Das Vesperbrod.

„Gib uns unser Vesperbrod (Halbabendbrod), „ liebe Mutter,“ sagten Carline, und Lotte, zu ihrer Mutter, „es fängt uns an zu hun„ gern.“

„Das will ich euch gerne geben,“ antwortete die Mutter, „aber ich kann euch heute nichts geben, als das bloße trockne Brod.“ “ Hast du denn keine Erdbeeren mehr?“ fragte Carline halb weinerlich. — „Nein,“ war die Antwort, „du weißt ja, daß ich euch heute Vormittag die letzten gegeben habe.“

„Hast du auch keine Butter?“ fuhr Carline fort zu fragen, und die Antwort der Mutter fiel eben so wenig nach ihren Wünschen aus.

Da wurde Carline verdrießlich; „so mag ich gar nichts haben,“ sagte sie heulend, und ging davon.

Lotte ließ sich ihr Stück trocken Brod von ihrer Mutter geben; nur etwas Salz streute sie sich drauf. „Es schadet nichts, Mutter,“ sagte sie, „wenn wir es auch einmal trocken essen müssen,“ und war dabei eben so vergnügt, als hätte sie Kuchen gehabt. Dem genügsamen Mädchen schmeckte das eitle Brod so gut, daß sie sich noch ein Stückchen von der Mutter geben ließ, nachdem das erste verzehrt war.

Carline hingegen, war in ihrem Unmuth in den Garten gegangen. Aergerlich riß sie die Spitzen von den Grashalmen ab, und warf sie weg; sie brummte und haderte vor sich, und stampfte auch einigemale mit dem Fuße dazu.

Jetzt kam Lotte auch in Garten. „Höre, „liebe Carline,“ sprach sie freundlich zu ihrer Schwester, „iß es nur, es schmeckt dir recht gut!“ — Aber Carline hörte nicht darauf, und murrte immer noch fort.

Erst gegen die Zeit, wo das Abendessen aufgetragen werden sollte, wurde Carline wieder etwas aufgeheitert. Sie erkundigte sich ganz im Stillen, was es wohl zu essen geben würde, und wie sie von der Magd hörte,

daß es Milchkalteschale wäre, da wurde sie ganz freundlich.

Wie wunderte sie sich aber, als sie in die Stube trat, und an der Stelle, wo sie bei Tische saß, weder Teller noch Löffel fand. Ein bloßes Stück Brod lag da — alle übrigen hatten Löffel und Teller.

„Regine,“ sagte sie, — aber schon wieder halb mürrisch, „ich habe ja weder Teller noch Löffel?“ — Regine entschuldigte sich damit, daß es die Mutter so angeordnet hätte.

Man setzte sich zu Tische, und Carline, die wohl errathen hatte, was das trockene Brod bedeuten sollte, saß traurig und niedergeschlagen unter den andern — sie erhielt keine Milchkalteschale. Sie sahe das Brod an; sie dachte, daß sie es unmöglich hinunterbringen könnte, aber der Hunger, den sie fühlte, zwang sie doch dazu.

„Sieh, liebe Carline,“ sagte jetzt die Mutter, da ihre Tochter sie bittend ansahe, „du mußt durchaus lernen, mit geringer Kost „auch zufrieden zu seyn. Deine Leckerei war „schuld, daß du vorher unartig warst, und „hat dich mißvergnügt gemacht. Ich verstehe

„ deinen bittenden Blick wohl, aber ich darf „ dir doch keine Kalteschale geben, damit „ du die gute Lehre nicht so leicht wieder „ vergissest!“

Wenn künftig Carline nichts weiter gegen ihren Hunger bekam, als bloßes Brod, oder wenn es Speisen gab, die sie nicht gern aß, so gab sie sich alle Mühe, zufrieden zu seyn. Nicht nach gar langer Zeit hatte sie es recht gut gelernt, und aß, wenn sie sonst nur Hunger hatte, auch sehr geringe Kost, ohne daß es ihr einfiel, trotzig oder doch mißvergnügt zu seyn.

Das zahme Täubchen.

Ernestine stand eines Tags am Fenster, und hatte noch ein Stückchen Brod in der Hand, welches sie sich von der Mittagsmahlzeit mitgenommen hatte. Da sahe sie unten auf der Straße ein Täubchen, mit schwarzem Kopf und schwarzen Flügeln. Das Täubchen gefiel dem kleinen Mädchen, und es sahe aufmerksam zu, wie sich dasselbe sein Futter auf der Straße suchte. Ei, dachte Ernestinchen, das Thierchen hat gewiß Junge; du willst ihm dein Brod geben.

Ernestinchen machte das Fenster auf, und warf ein kleines Bröckchen Brod nach dem andern herunter. Schüchtern kam das Täubchen etwas näher herbei, und hätte so gern das Brod gehabt, und getrauete sich doch nicht, es aufzunehmen. Endlich nahm es furchtsam ein Stückcheu, dann noch eins, und bald darauf wieder eins, und bald hatte es alles Brod aufgefressen.

„ Ob denn das Täubchen wieder da seyn wird?" dachte Ernestine am folgenden Tage beim Mittagessen, und nahm sich wieder etwas Brod vom Tische mit. Das Täubchen war richtig wieder da, und wurde wieder gefüttert. Es stellte sich von nun an, allemal um dieselbe Zeit wieder ein, und sahe mit Verlangen zum Fenster hinauf, bis Ernestinchen ihm Brod brachte.

Nach einigen Tagen hatte das Täubchen schon lange gewartet, aber Ernestine saß mit ihren Aeltern noch am Tische. Das währte dem Thierchen zu lange, es flog auf das Gesims des Fensters, und sahe durch das offene Fenster zur Stube hinein. „ Sieh da, „ dein Täubchen am Fenster," sagte die Mutter zu Ernestine, „ ich glaube gar, das ließe „ sich in die Stube gewöhnen."

Von dieser Zeit an dachte das kleine Mädchen ernstlich darauf, das Täubchen so zahm zu machen, daß es in die Stube käme, und dreist umhergienge. Von jezt an legte Ernestine das Brod und Gerste und Weitzen auf das Gesims des Fensters, und in weni=

gen Tagen dachte das Täubchen nicht mehr daran, unten auf der Straße zu warten, sondern flog gerade aufs Fenster zu, um dort sein Futter zu holen.

Nun rückte Ernestinchen einen Tisch nahe ans Fenster, und legte auf diesen das Futter für ihren kleinen Liebling, der es auch hier ohne Schüchternheit wegnahm. Nach einiger Zeit wurde das Futter auf einen Stuhl, und dann auf den Fußboden der Stube gelegt.

Zuletzt war das Täubchen so zahm geworden, daß es sich nicht leicht vor jemanden in der Stube scheuete, aber vor Ernestinchen gar nicht. Es flog, wenn das Fenster aufstand, in die Stube hinein und hinaus, es setzte sich auf den Tisch, suchte auf dem Fußboden, ja es flog sogar seiner kleinen Wohlthäterin beim Mittagessen auf die Schulter, pickte ihr das Brod aus der Hand, und ließ sich von derselben greifen und streicheln.

Wie viel Freude hatte Ernestine von dem zahmen Geschöpfe, das so zutraulich und dreist war!

„Warum“ sagte Ernestine eines Tages, „war„um sind doch nicht alle Tauben so zahm?“ — „Kind,“ antwortete der Vater, „die mei„sten würden so zahm werden, wenn du dir „eben so viel Mühe darum geben, und sie „eben so ordentlich füttern würdest. Die „Thiere, wie die Menschen, haben Zu„trauen zu uns, wenn wir ihnen Gutes „erzeigen.“

Das zahme Mäuschen.

Herr Wilhelm pflegte sich des Sommers gewöhnlich auf dem Lande aufzuhalten, wo er ein großes Haus besaß.

Eines Sommers fand er auf dem geräumigen Saal, den er bewohnte, ein Mäuschen, welches ziemlich dreist überall umherlief.

„Wenn du allein bist, dachte Hr. Wilhelm, so kann ich es ja wohl leiden, daß du hier dich lustig machst, und deine Nahrung suchst, es ist ja Platz genug für mich und dich; sind aber mehrere von deiner Art da, so muß die Falle herbei.“

Herr Wilhelm merkte bald, daß die Maus keine Gesellschaft hatte, und so stellte er denn dem kleinen Thiere nicht nach; er freute sich sogar über die Lebhaftigkeit und Munterkeit, mit welcher das kleine Geschöpf alle Winkel durchsuchte.

Weil er das Thier nicht verfolgte, so wurde es täglich dreister. Es kehrte sich nach einiger Zeit gar nicht daran, daß Herr Wil-

helm im Saale war, oder etwa darinn auf und ab ging; es kam ihm sogar, wenn er an seinem Tische schrieb, dicht an seine Füße, ohne durch die Bewegungen, die er beim Schreiben machte, schüchtern zu werden.

Neben dem Schreibtische, an welchem Herr Wilhelm arbeitete, stand ein Gestelle mit einigen Büchern und eine offene Zuckerdose. Das Mäuschen hatte die Zuckerdose bald ausgespürt, und kam nun jeden Abend, um von dem Zucker zu naschen. Sonderbar war es, daß es niemals am Tage über die Dose ging, wiewohl sie doch beständig offen stand.

Nach einiger Zeit schloß Herr Wilhelm die Dose, und legte der Maus ein einzelnes Stückchen hin, das sie auch richtig jeden Tag verzehrte. Sie lief dabei hin und her, und guckte zuweilen hinter dem Gestelle vor, auf Herrn Wilhelms Tisch.

Jetzt legte Herr Wilhelm nur ein ganz kleines Stückchen Zucker auf den gewöhnlichen Ort, und ein größeres auf die Ecke des Tisches, an welchem er schrieb. Sobald es Abend war, kam das Mäuschen; es fraß

das kleine Stückchen Zucker; es fand auch das größere Stück, es sprang muthig auf den Tisch, und sahe eine Zeit lang Herrn Wilhelm mit seinen hellen Augen an, machte sich dann über den Zucker her, benagte ihn mit den scharfen Zähnen, und verzehrte ihn.

Seit dieser Zeit wurde das Stück Zucker alle Abend auf den Tisch gelegt, und sobald Herr Wilhelm mit seinem Licht am Tische saß und schrieb, so stellte sich pünktlich das Mäuschen ein, knabberte an dem Zucker, lief auf der Ecke des Tisches umher, sah Herrn Wilhelm furchtlos an, sprang auf das Gestelle, dann wieder auf den Tisch, um den Zucker weiter zu verzehren, lief auch wohl in dem Saal umher, kam bald wieder, und ließ sich nicht im mindesten stöhren. Doch blieb es, so oft es auf dem Tische war, immer in einer gewissen Entfernung von dem Papier, auf welchem Herr Wilhelm schrieb.

Herr Wilhelm hatte sein Vergnügen an dem kleinen kecken Geschöpfe, und hoffte es noch so zahm und zutraulich zu machen, daß es aus seiner Hand fressen sollte. Aber diese

Freude hatte er nicht. Der große graue Hauskater, der überall umherschlich, fand eines Tages die Thüre des Saals auf, schlich sich hinein, fieng das Mäuschen, welches nicht schnell genug zu seinem Loche kommen konnte, und fraß es.

Herr Wilhelm hätte eine Hand voll Geld darum gegeben, hätte er das kleine Thier wieder haben können. Es war ihm immer, als fehlte ihm etwas, wenn er am Abend an seinem Tische saß, und schrieb. — Noch lange hernach erzählte er zuweilen seinen Freunden, von dem zahmen und zutraulichen Mäuschen.

Das Häschen.

„Vater! das Häschen muß ich haben! Hole „mir das Häschen Vater!“ — So rief die kleine vierjährige Julie, welche mit ihrem Vater spazieren fuhr. Das Häschen hatte im Korne gesessen, und war bei der Annäherung des Wagens aufgesprungen, und durch das Feld gelaufen. Da wollte nun Julie das Häschen haben!

„Das Häschen kann ich dir nicht holen, liebe Julie!“ antwortete der Vater, „es läuft viel schneller, als ich.“

Julie fing an zu weinen. „Gieb mirs doch, hole mirs doch, Vater!“ rief sie schluchzend, als das Thier schon längst fort war.

Was sollte der Vater mit der kleinen Närrin machen? — Er ließ den Kutscher halten, und stieg mit Julien zum Wagen hinaus. „Da hole dir das Häschen selbst,“ sagte er, „wenn du es durchaus haben willst.“

Julie sahe sich überall um, aber nirgends entdeckte sie das Häschen. „Wo ist es denn

geblieben?" rief sie betrübt, ich sehe es ja nirgends!"

„Das will ich glauben," antwortete der Vater, „ich sehe es auch nicht; es ist längst davon gelaufen!"

„O das ist dumm," sagte Julie weinerlich, „ich hätte ihm nichts thun wollen, ich hätte es so gern gehabt!"

Julie wurde von ihrem Vater wieder in den Wagen gehoben, und war eine ganze Weile mißvergnügt, und still. Sie sahe die schönen hohen Bäume nicht, neben welchen sie hinfuhren, sie bemerkte die Vögelchen nicht, die in den Zweigen der Bäume umherhüpften und zwitscherten, und die blauen und rothen Blumen im Felde nicht, die sie doch so lieb hatte, und über welche sie sich gewiß gefreut hätte, wenn sie nicht mißvergnügt gewesen wäre.

Julie wurde wieder heiterer. Nun fing sie wieder an, mit dem Vater zu sprechen. „Das Häschen," sagte sie, „hätte ich so gern gehabt! Ich hätte es recht füttern wollen, und hätte alle Tage mit ihm gespielt.

„Mein liebes Kind,“ antwortete der Vater, man kann nicht alles haben, und nicht alles thun, was man gerne haben und thun möchte. Wenn du erst größer und verständiger bist, so wirst du das wohl einsehen. — Es geht mir auch nicht anders.

Wie Julie erwachsen war, da erfuhr sie öfters, wie wahr der Vater geredet hatte.

Einmal hätte sie gern einen großen Garten gehabt, mit einem schönen Hause; aber sie hatte nicht Geld genug, ihn zu bezahlen. Ein anderer Garten, der ihr auch so gefiel, und welchen sie wohl hätte bezahlen können, stand nicht zu verkaufen. Sie wollte den Besitzer überreden, ihr den Garten abzutreten; sie bot ihm mehr Geld, als derselbe werth war, aber der Mann wollte ihn um keinen Preis hergeben.

Ein andermal wollte sie einen Verwandten sprechen, der durch einen nicht weit entlegenen Ort durchreiste, und sich einige Tage daselbst aufhielt, aber in dem tiefen Schnee, der vor

einigen Tagen gefallen war, konnte niemand fahren. Sie war sehr mißvergnügt darüber, aber es half ihr doch nichts. Sie bot das doppelte Fuhrlohn. „Ja," sagten die Fuhrleute, „das Geld wollten wir gerne verdienen, wenn wir nur durchkönnten." — Julie sprach ihren Verwandten nicht.

Ihren Bruder, den Julie sehr liebte, hätte sie gern in dem Orte gehabt, wo sie wohnte; aber er erhielt viele Meilen von ihr ein Amt. Sie wäre gern an diesen Ort hingezogen, aber sie mußte bei einer sehr alten und schwächlichen Tante bleiben, deren Vermögen sie einmal erben sollte.

Sehr oft erfuhr Julie, wie wahr der Vater geredet hatte. Wenn sie aber auch zuweilen darüber mißvergnügt war, daß nicht alles so war, wie sie gern wollte, so gab sie sich doch bald darüber zufrieden. „Es kann nicht immer so gehen, wie man es wünscht," sprach sie dann, und dachte dabei immer ans Häschen.

Der trotzige Erich.

„Ich will aber in den Hof! — Ich will nicht in der Stube bleiben. Es ist besser draußen.“

So schrie der kleine Erich, der so eben von einer langen Krankheit sich erholt hatte. Der eigensinnige Knabe hatte seit seiner Genesung, an warmen Tagen ein Paar Stunden in den Hof gedurft. Diesen Tag wollte er wieder in den Hof.

Die Mutter redete ihm zu. „Bleib in der Stube, sagte sie liebreich; heute ist es viel zu kalt für dich. Du würdest ja wieder krank werden!“ Sie legte ihn auf ein weiches Sopha, und schob einen Tisch an den Sopha, und stellte seine schönen Spielsachen darauf. Da stand ein Wagen mit vier Pferden bespannt, und auf dem Bocke saß ein Kutscher mit großem Schnurrbarte; eine Windmühle, in welcher der Müller zum Fenster hinaussahe; eine ganze Stadt mit kleinen Häusern und Thürmen, und am Thore stand ein

Soldat im Schilderhause; da standen Hunde, Jäger, Füchse, Hirsche, Soldaten und noch viele andere niedliche Spielsachen bunt unter einander.

Aber das alles beruhigte den eigensinnigen Jungen nicht: er schrie vielmehr um so stärker, jemehr ihm die Mutter zuredete, und je mehr sie Spielsachen herbeiholte.

„Nun so schreye, so viel du willst," sagte endlich die Mutter unwillig: „heraus kannst du einmal jetzt nicht!"

Erich heulte noch eine Zeit lang, und dann, wie er sahe, daß die Mutter sich gar nicht daran kehrte, wurde er ruhig.

Nach einer kleinen Weile verlangte Erich sein Mittagsessen. Die Mutter gab es ihm. Jetzt verlangte aber Erich, daß Friedrich, ein armer Knabe, den die Mutter zu sich genommen hatte, bei ihm seyn sollte. „Friedrich soll kommen, sprach Erich, Friedrich soll nachher mit mir spielen."

„Dazu ist nachher Zeit genug," antwortete ihm die Mutter, „jetzt ißt Friedrich, — er ist auch hungrig, so gut, wie du."

Erich fieng wieder an zu trotzen. „Ich mag nicht essen, schrie er, wenn Friedrich nicht

kommt; Friedrich soll nicht essen, Friedrich soll bei mir seyn!"

„Böser Junge," sprach die Mutter, „kannst du denn den ganzen Tag nichts, als trotzen und heulen und eigensinnig seyn? Warte, ich will es dir austreiben. Vor heute Abend sollst du keinen Bissen zu essen bekommen, und auch dann erst, wenn du wieder artig bist."

Die Mutter ließ alles Essen wieder hinaustragen. Erich heulte, schrie überlaut, stampfte mit den Füßen gegen das Kissen des Sophas, aber die Mutter schien es kaum zu bemerken, er bekam nichts zu essen. Ueberdieß mußte Erich den ganzen Nachmittag allein bleiben, ohne daß man ihm Spielsachen gegeben hätte. Die Mutter schloß ihn ein.

Nachdem Erich noch eine Weile vergebens getollt hatte, wurde er ruhig. Jetzt hätte er gerne gegessen, er hätte gerne gespielt, er hätte gerne Friedrichen bei sich gehabt. Die Zeit wurde ihm entsetzlich lang, er gieng von einem Stuhl zum andern, er stellte sich ans Fenster, er setzte sich bald auf den Stuhl, bald aufs Sopha, und stand wieder auf, er wußte nicht

mehr, was er anfangen sollte. Wie sehnlich wünschte er, daß es Abend seyn möchte, und wie sehr reuete es ihn, daß er so ungestümm gewesen war!

Der Abend kam, und jezt gieng auch die Mutter wieder durch die Stube.

„Ach, liebe Mutter,“ sagte Erich sehr sanft, „willst du so gut seyn, und mir bald zu essen geben?“

„Ja,“ antwortete die Mutter, „wenn du gut seyn wirst, recht gerne.“

„Gerne will ichs seyn, liebe Mutter,“ sprach Erich, „der Hunger hat mich recht geplagt, und die Zeit ist mir gewaltig lang geworden!“

„Wer ist aber daran Schuld, als du selbst?“ erwiederte die Mutter. „Du hättest dir den Hunger und die Langeweile ersparen können, wärest du nicht so trotzig und ungestümm gewesen.“

Das Kätzchen.

Augustine bat ihre Mutter um ein Kätzchen: „Ach! ein Kätzchen, Mutter, muß ich haben,“ sagte sie, „es sind gar zu niedliche Thierchen.“

Die Mutter erhielt von einer ihrer Freundinnen ein junges Kätzchen, für ihre Augustine. Da war nun große Freude über das kleine Thier. „Ey, ey,“ sagte Augustine, „das ist ein allerliebstes Kätzchen! Sieh doch die schönen dunklen Streifen über den Rücken, und das Schnurrbärtchen, und die glatten Pfötchen! Und wie hübsch sie schnurren kann, wenn ich sie streichle!“

Augustine streichelte das Kätzchen; sie fütterte es mit Milch und Semmel, oder mit guter Suppe; sie hatte eine große Sorge, daß es dem Thiere nicht an Fressen und Saufen, und an einem weichen Bettchen zum Lager fehlen möchte.

Wenn Augustine nach dem Milchnapfe nur griff, so war das Kätzchen hurtig da, und miaute, und lief Augustine auf allen Schritten nach, bis es sein Futter empfangen hatte. „Sieh, sagte Augustine, „wie gut mich mein Kätzchen kennt!“

Wenn Augustine in der Stube auf und ab gieng, so lief ihr das Kätzchen öfters nach, hielt sie hinten beim Rocke, oder duckte sich auf den Boden nieder, und lag ganz ruhig, und sprang dann auf einmal auf, und faßte den Rock. „O du kleiner Narre,“ rief Augustine dann, „willst du schon gar mit mir spielen?“ Das Mädchen nahm alsdann die Katze auf, streichelte sie, schlug sie einigemal sanft auf den Kopf, und „du, du, du,“ sagte sie dann, „mußt mir ja nicht den Rock entzwei reißen!“

Wenn der ehrliche Wachtmann, der Hund, in der Stube war, und sich an dem Ofen hin ausstreckte, so kam leise das Kätzchen geschlichen, sprang hurtig auf ihn, und neckte den Hund so lange, bis er anfieng zu spielen.

Die Katze sprang dann auf den Stuhl, und wieder herunter; sie biß, sie krallte den Hund,

sie sprang über ihn weg; und der Hund knurrte ganz leise, schlug mit seinen Pfoten nach der Katze, faßte sie beim Nacken, oder wälzte sie unter sich. Das war für Augustinen eine große Herrlichkeit. „Seht doch nur meine allerliebste Katze," rief sie, „wie sie mit dem Hunde spielt! Nein! es giebt doch kein hübscheres Thier!"

Aber die allerliebste Katze wurde größer. Jetzt war sie nun überall im Hause, und im Garten bekannt, und wußte alle Schliche, um in den Keller, in die Speisekammer, in die Küche, und auf die Böden und in die Kammern zu kommen. Ueberall stiftete die Katze Unheil an. Bald hatte sie einen Milchtopf umgestoßen, bald eine Schüssel oder einen Tiegel zerbrochen, bald ein Stücke Fleisch benagt, und auf der Erde umhergeschleppt, bald ein Stücke Kuchen aus dem Körbchen geholt, und bald der Mutter eine Bratwurst vom Feuer weggestohlen. „O das ist ja ein garstiges Thier, die Katze;" sagte jetzt Augustine.

Augustine hörte die Katze oben auf dem Saale murren. Was muß denn die Katze haben? dachte sie, und gieng hinauf. Die

Katze hatte ein armes Mäuschen gefangen, mit welchem sie grausam umgieng. Sie biß das Thier ins Genicke, aber nicht sehr, ließ es dann einige Schritte weit laufen, sprang nach, und hieb es mit ihren Krallen, daß das arme Thier vor Schmerz und Angst schrie. Jetzt war das Mäuschen dicht neben einem Mäuseloch, und wollte eben hineinschlüpfen. Augustine freuete sich schon darüber, aber in dem Augenblicke sprang die Katze zu, und gab ihm einen neuen Hieb. „Willst du gleich das arme Thier gehen lassen,“ rief Augustine zornig, und wollte die Katze verjagen: aber diese nahm murrend das Mäuschen ins Maul, und sprang mit ihm davon.

„O du garstiges Thier,“ rief ihr Augustine nach, „wie kannst du so grausam martern!“

Auf dem Hofe saß Augustine und strickte. Einige Schritte von ihr scharrte eine Glucke ihren Küchlein die Erde auf, und lockte die Kleinen, wenn sie ein Würmchen oder ein kleines Saamenkorn gefunden hatte. Nicht weit davon hatte sich die Katze platt auf den Bauch hingelegt. Augustine bemerkte sie kaum; denn sie hatte sie nicht mehr lieb. So eben lockte die

Glucke ihren Kleinen, und alle standen dicht beisammen, und wollten der Mutter das Körnchen aus dem Schnabel nehmen. Da sprang die Katze schnell zu, ergriff ein Hühnchen, und war in einigen Sätzen davon.

„Mutter," schrie ängstlich Augustine, „jetzt hat die böse Katze ein Hühnchen gewürgt! O das häßliche Thier; wie hab ich ihm nur gut seyn können!"

„Siehst du! Augustine, wie man sich irren kann," antwortete ihr die Mutter. „Anfangs war dir kein Thier lieber, als das Kätzchen, und jetzt ist keins garstiger. Aber, setzte die Mutter hinzu, wenn die Katze das Hühnerfressen nicht läßt, so muß sie fort."

Amalie und Gustav.

Mürrisch saß der kleine Gustav vor seiner Hausthüre, und sahe zur Erde nieder. Der große Türke, des Nachbars Hund, hatte ihm ein Stücke Kuchen weggenommen, welches er eben verzehren wollte, und darüber grollte er nun.

„Denke nicht mehr an den Kuchen, lieber Gustav!“ sagte seine Schwester Amalie zu ihm, „du bekommst ihn doch nicht wieder! Komm, wir wollen spielen!“

„Ich mag nicht spielen,“ antwortete ihr Gustav sehr verdrüßlich, „spiele du alleine.“

„Gustav, lache einmal mit mir,“ sagte nach einem Weilchen Amalie, die ihren Bruder so gern wieder aufgeräumt machen wollte.

„Dummes Mädchen, so laß mich doch; ich will ja mit dir nichts zu thun haben!“

antwortete Gustav murrend. Amalie wurde nicht verdrüßlich darüber, daß Gustav schimpfte; sie sann hin und sann her, wie sie ihren Gustav aufheitern wollte, aber es fiel ihr nichts ein.

„Willst du ein schönes Vogelnest sehen?" fragte sie ihn nach einigen Augenblicken; aber Gustav antwortete ihr gar nicht.

„Was fang ich doch nur an," dachte sie, „um Gustaven vergnügt zu machen?"

Amalie gieng ins Haus, und holte Gustavs Trommel, und trommelte im Hofe herum. Hurtig kam Gustav in den Hof, „laß meine Trommel!" rief er ärgerlich, „die Trommel ist mein;" aber Amalie hörte nicht darauf.

Gustav wollte ihr die Trommel abnehmen, aber Amalie entlief ihm; sie lief in den Garten.

„Gieb mir meine Trommel wieder;" rief Gustav immer fort, indem er ihr nachlief. „Ja," antwortete Amalie, „wenn du freundlich seyn, wenn du mein Vogelnest sehen, wenn du mit mir spielen willst."

Gustav verfolgte Amalien. Eben, wenn er glaubte, jetzt sey er ihr ganz nahe, und wolle ihr die Trommel abnehmen, entsprang sie ihm, schäckernd und lachend.

Gustav vergaß unter dem Nachsetzen seinen Verdruß immer mehr; und wie Amalie sich endlich ums Gartenhaus mit ihm herum jagte, da fieng er endlich an zu lachen. Husch war nun Amalie ins Gartenhaus hinein, ohne daß es Gustav bemerkt hatte.

Nachdem Gustav noch einmal ums Gartenhaus gelaufen war, so wurde er wohl gewahr, daß Amalie nicht mehr lief. „Wo bist du denn, Malchen?" rief er freundlich.

„Tererum, tererum!" gings im Gartenhause.

„Aha!" sprach Gustav, „bist du ins Gartenhaus hinein gehuscht? wart, nun sollst du mir nicht entkommen."

Gustav gieng ins Gartenhaus. „Nun gieb mirs Trommelchen, liebes Malchen," sagte er. Amalie reichte ihm mit der einen

Hand die Trommel, und wenn er zugreifen wollte, so kitzelte sie ihn mit der andern. Da fing Gustav nun an, recht herzlich zu lachen, und Amalie lachte mit ihm!

„Siehst du,“ sagte Amalie jetzt, „daß ich dich wieder lustig gemacht habe? Willst du nun mein Vogelnest sehen?“

Gustav ließ sich das Vogelnest nun gern zeigen, und beide Kinder spielten alsdann sehr vergnügt im Garten.

Friedrich und sein Kreisel.

„Bring mir einen Kreisel mit, lieber Vater,“ sagte der kleine Friedrich zum Vater, welcher einen Jahrmarkt besuchen wollte. Der Vater versprach es ihm, und ging.

Lange wurde dem kleinen Knaben die Zeit, ehe der Vater wieder kam, und indessen erzählte er der Mutter, den Schwestern und allen Kindern, die er sahe, daß ihm der Vater einen Kreisel mitbringe.

Am andern Tage in aller Frühe, kam der sehnlich erwartete Vater, und brachte einen großen Kreisel, und eine Peitsche mit buntgefärbtem Stiele noch obendrein.

Friedrich freuete sich. „Das soll eine Lust werden!“ rief er, und wickelte die Peitsche um den Kreisel, und zog sie dann schnell wieder ab, aber der Kreisel lief nicht. Friedrich wikkelte noch mehrmal die Peitsche um den Kreisel, aber er konnte es nicht dahin bringen, daß derselbe ordentlich lief. Er versuchte nun

mit der Hand, durch schnelles Umdrehen, den Kreisel zum Laufen zu bringen, aber es gelang ihm eben so wenig.

„O der dumme Kreisel,“ sagte Friedrich unwillig, „er geht ja nicht,“ und warf Kreisel und Peitsche hin.

„Freilich“ antwortete der Vater, „wenn du so ungeduldig bist, wie jetzt, so wird er nicht gehen.“

Der Vater nahm jetzt den Kreisel, wikkelte die Peitsche um den Kreisel, zog sie wieder los, und der Kreisel lief mit lautem Schnurren durch die Stube, und je mehr ihn der Vater peitschte, desto schneller lief er.

„Nun Vater, will ich es auch können!“ sagte Friedrich, und der Vater gab ihm die Peitsche.

Der Kleine konnte es nicht sogleich, wie er gedacht hatte, und wäre gewiß wieder verdrüßlich geworden, wenn ihn der Vater nicht ermahnt hätte, seine Ungeduld zu mäßigen.

Friedrich nahm sich nun Zeit, und nach einigen Versuchen lief der Kreisel.

„Nun hab ichs weg, rief Friedrich fröhlich aus, nun soll es gehen!“

Unaufhörlich trieb Friedrich den Kreisel. Er nahm sich kaum Zeit, sein Morgenbrod zu essen.

„Friedrich,“ sagte die Mutter, „du machst uns den Kopf ganz wüste mit deinem Kreisel, und alles in der Stube wird ja Staub. Du mußt dir einen andern Platz suchen.“

„Friedrich,“ sprach der Vater, „wenn du so in einem fort den Kreisel treibst, so wird die Freude bald aufhören. Morgen ist ja auch ein Tag.“

Friedrich konnte sich von seinem Kreisel nicht trennen. Er nahm ihn, und gieng damit auf den Saal, er peitschte unaufhörlich darauf los, er forderte seine Schwestern auf, daß sie doch sehen möchten, wie schön der Kreisel liefe, und er wurde fast böse, wenn sie sich nicht daran kehrten. — Friedrich trieb den Kreisel fast den ganzen Tag, und vergaß beinahe Essen und Trinken darüber.

Des andern Tages trieb Friedrich seinen Kreisel schon lange so viel nicht mehr, und ein Paar Tage hernach, dachte er nicht mehr an denselben.

„Wo ist dein Kreisel, Friedrich?“ fragte etwa nach einer Woche der Vater. Friedrich wußte es nicht; der Kreisel war ihm so gleichgültig geworden, daß er ihm gar nicht eingefallen war.

„Spielst du denn nicht mehr gern mit dem Kreisel?“ fragte der Vater weiter.

Friedrich wußte nicht, was er antworten sollte, und war beschämt.

„Siehst du,“ sagte der Vater; „es ist gegangen, wie ich es dir gesagt habe. Hättest du im Anfange weniger damit gespielt, so würde er dir jetzt noch Freude machen!“

Julie.

„Pflücke dir doch Erdbeeren, liebe Julie," sagte Frau Gutberg zu ihrer Tochter; „pflücke dir doch; sieh dort hängen so schöne!"

Julie dankte. „Die Erdbeeren schmecken nicht mehr so gut," antwortete sie, „Johannisbeeren sind viel besser."

Julie hatte zu ofte und zu viele Erdbeeren gegessen, darum waren ihr dieselben beinahe zuwider. Anfangs, noch ehe sie völlig reif waren, konnte sie sich kaum darinn ersättigen; alle Augenblicke bat sie die Mutter um Erdbeeren; „Kind, du issest zu viel Erdbeeren," sagte dann Frau Gutberg; „du wirst ihrer gewiß noch überdrüssig werden!" Aber Julie schüttelte mit dem Köpfchen. „Ach nein," sprach sie, „Erdbeeren werd' ich immer gern essen," und bat die Mutter so lange, bis sie noch ein Händchen voll erhielt. Jetzt waren die Erdbeeren völlig reif, und doch wollte Julie lieber Johannisbeeren.

Nach einigen Tagen waren die Johannisbeeren reif. Julie bat die Mutter, ihr ein Paar Stöckchen zu schenken. Die gütige Mut-

ter schenkte ihr zwei schöne Sträucher, so voll großer Trauben, daß die Zweige zur Erde hingen, aber sie erinnerte Julien auch mäßig zu essen, damit es ihr nicht wieder so ginge, wie mit den Erdbeeren. „O meine liebe Mutter!" sprach Julie, „mit den Johannisbeeren gehts gewiß nicht so."

In wenigen Tagen gieng es Julien dennoch wieder so. Sie hatte sich zwar vorgenommen, mäßig zu seyn, aber sie blieb nicht bei ihrem Vorsatze. Die Johannisbeeren schmeckten ja gar zu gut; wenn Julie im Garten war, so stand sie auch bei ihren Johannisbeersträuchern; in drei oder vier Tagen waren dieselben rein abgelesen, aber Julie war auch derselben schon ziemlich überdrüssig.

„Du bist ja schon mit deinen Sträuchern fertig," sagte die Mutter, „willst du noch ein Paar Sträucher?"

„J ja Mutter," antwortete Julie; aber sie sprach das so gleichgültig, daß die Mutter wohl merkte, wie wenig Julien an Johannisbeeren gelegen war. Sie wies ihr zwei andere Sträucher an, die fast noch schönere

Trauben und Beeren hatten; aber nach einer Woche konnte man kaum gewahr werden, daß einige davon gegessen waren.

„Julie, du issest ja gar keine Johannisbeeren!" sagte Frau Gutberg. Aber Julie schämte sich, und schwieg.

Die Stachelbeeren waren reif geworden. Frau Gutberg verkaufte so viele Beeren, als sie übrig hatte, und verschenkte auch einen großen Theil an ihre Bekannte. Julie mußte ihr dabei pflücken helfen, und Julie freuete sich sehr darüber; sie hatte schon längst gewünscht, daß die Stachelbeeren reif seyn möchten; sie hätte sogar dieselben unreif gegessen, wenn sie gedurft hätte.

„Julie," sagte die Mutter, „vergiß nicht, wie es dir mit den Erdbeeren und Johannisbeeren gegangen ist!"

Julie vergaß es dennoch. Die Stachelbeeren waren lange noch nicht alle abgelesen; eine ganze Hecke voll großer Beeren hieng noch, und Julie suchte sich immer vom Pflücken loszumachen; denn sie mochte keine Stachelbeeren mehr anrühren. Sie hätte so gern die

Kirschen gehabt, die da und dort anfiengen, reif zu werden.

„Sieh einmal, Mutter,“ sagte Julie, „was das für schöne Kirschen sind! Sie werden auch wohl bald reif seyn!“

„Ich verstehe dich, Julie,“ antwortete die Mutter, „du hast meine Warnungen vergessen; der Stachelbeeren bist du satt. Mädchen, setzte sie hinzu, lerne dich mäßigen, wenn dir nicht alles zuwider werden soll!“

Julie gab sich alle Mühe, dem Rath der Mutter zu folgen. Anfangs hielt es schwer. Die Kirschen, die Frühbirnen, die Aprikosen, waren ihr ziemlich gleichgültig geworden, so viel hatte sie deren gleich beim Reifwerden gegessen. Aber bei den Pflaumen und Aepfeln befolgte sie den Rath besser, und wie die Weintrauben reif waren, so mäßigte sie sich im Genuß derselben so gut, daß die letzten ihr eben so wohl schmeckten, als die, welche sie zuerst gegessen hatte.

Im folgenden Jahre aß Julie so lange Erdbeeren und andere Früchte, als sie dauerten, und immer schmeckten sie ihr.

Lieschen und Gustav.

„Steh auf, Lieschen! Steh auf!" — rief Frau Tischbein ihrem Töchterchen zu, die noch im Bette lag, und schlief.

Die Kleine erwachte; sie dehnte sich noch ein Paarmal, sie rieb sich die Augen noch einigemal, und schlug sie auf.

„Ei, was ist das, was seh ich denn da?" sagte Lieschen verwundernd, wie sie die Augen aufgeschlagen hatte. Wo kommt denn das her? Wem soll es denn?"

Was sahe denn Lieschen?

Lieschen sahe an ihrem Bette ein kleines rothes Tischchen stehen, wie sie es sich schon oft gewünscht hatte; und auf dem Tische stand ein Rosenstöckchen in einem gelben Blumentopfe, mit drei schönen noch nicht völlig aufgeblüheten Rosen, und vielen Knospen.

Die Kleine freuete sich. Gewiß, dachte sie, wird das mir sollen gehören. Aber sie wollte doch gern Gewißheit haben.

Lieschen zog sich hurtig an, und gieng zu ihren Aeltern. „Mütterchen," sagte sie, wie kommt denn das Tischchen in meine Kammer, und das Rosenstöckchen drauf? Soll denn das wohl mir seyn?"

„Ich glaube wohl," antwortete lächelnd die Mutter, „denn mir gehört es nicht, und dem Vater auch nicht."

„Aber wer hat mirs denn hingesetzt?" fragte Lieschen weiter.

Lieschen sollte rathen. Sie sah den Vater an, sie sah die Mutter an, ob sie es ihnen etwa aus den Augen lesen könnte. Aber sie errieth es nicht. Jetzt sah sie auch ihren Bruder Gustav an.

„Gustavchen, Gustavchen," sagte Lieschen, „du siehst mir so schelmisch aus, und du bist mir immer so gut! Ich meine, du bist es!"

Gustav konnte seine Freude nicht verbergen; Gustav war es gewesen. Der gute Junge hatte alle sein Spargeld daran gewandt, um seinem Lieschen diese Freude zu machen. Er wußte, daß sie sich schon lange ein kleines

Tischchen gewünscht hatte, und daß sie die Rosen sehr liebte.

Lieschen fiel dem guten Gustav um den Hals, sie küßte ihn, sie drückte ihn: „o du bist mein guter Gustav," sagte Lieschen.

Nach einigen Wochen saßen beide Kinder vor der Thüre ihres Hauses. Der Schäfer trieb eben die Schaafe mit ihren jungen Lämmern zu Hause. Ein kleiner Hammel gieng dicht neben den Kindern vorbei, blieb bei Gustaven stehen, und beroch ihn.

Gustav streichelte das Thier. „Sieh," sagte er zu Lieschen, „das ist zahm, das möchte ich haben! Das sollte mir überall nachlaufen, und mit meinen Kaninchen würde es sich wohl im Stalle vertragen."

Lieschen merkte sich das. Sie hatte seit dieser Zeit beständig mit der Mutter heimlich zu reden. „Was muß denn Lieschen nur immer

mit der Mutter zu flüstern haben?" dachte Gustav. Er fragte Lieschen, er fragte die Mutter, aber er brachte nichts heraus. Er wollte es von dem Vater erfahren, der konnte es ihm aber eben so wenig sagen.

Einige Tage darauf gieng Gustav mit Lieschen in den Hof, um zu spielen. Bä, bä, schrie es auf einmal.

„Tausend," sagte Gustav, „wo ist denn das? das ist wohl gar in meinem Stalle?"

Gustav machte seinen Stall auf. Der kleine Hammel, der ihm neulich vor der Thüre so gefallen hatte, sprang ihm entgegen; er hatte ein rothes Bändchen um den Hals, und ein Glöckchen am Bändchen.

„Ei Lieschen," rief Gustav, „das Hammelchen hast du mir gekauft! — Ei, nun merk ichs — Darum hast du immer mit der Mutter so heimlich geflüstert!"

Lieschen und Gustav waren beide gleich froh. Bald war der kleine Hammel mit ihnen bekannt, und wo er konnte, folgte er ihnen nach.

Lieschen und Gustav hatten sich immer sehr lieb gehabt, aber es wär ihnen, als ob sie sich immer lieber hätten, je mehr sie einander Freude machten. Wie beide schon längst erwachsen waren, da dachten sie noch oft an die Zeit zurück, wo sie Kinder waren, und sich so liebten, und freueten sich noch jetzt darüber.

Lottchen.

Luischen, Lottchen und Emilie waren im Anfange des Frühlings an einem schönen Nachmittage zu einer ihrer kleinen Gespielinnen eingeladen, und freueten sich sehr auf diesen Besuch, weil sie wußten, daß es an kleinen Näschereien, an Puppen, Wiegen und anderm Spielzeuge bei ihren Freundinnen nicht fehlte, und daß sie da immer so lustig waren.

Aber wer blieb bei ihrer Schwester, dem kranken kleinen Fieckchen? Das arme Kind hatte schon lange krank gelegen, hatte viel Schmerzen ausgestanden, und befand sich nur erst seit einer Woche etwas besser.

Keine von den Schwestern hatte vor Freude über die angenehme Einladung, an das kranke Fieckchen gedacht. Wie die Kinder fertig angezogen waren, wie sie nun gehen wollten, da seufzte das Kind. „Ach! wer bleibt bei mir?“ sagte sie sehr betrübt.

„Ich muß nun ganz alleine bleiben!“

„Ich bleibe bei dir, liebe Fiecke," rief Lottchen schnell, „ich will mit dir spielen!"

Emilie und Luischen wären gerne auch geblieben, aber noch lieber giengen sie; denn sie waren in dem langen strengen Winter gar nicht aus dem Hause gekommen.

Lottchen hatte gern ihr Vergnügen aufgegeben. Sie spielte mit Fieckchen; sie setzte sich an den Sopha hin, auf welchem die kleine Kranke lag, sie holte, was diese forderte, und trug ihr weg, was sie nicht haben wollte, und es fiel dem guten Mädchen kein einzigmal ein, sich zu ihren andern Schwestern hinzuwünschen.

„Du bist meine liebe gutmüthige Lotte," sagte am Abend der Vater zu seiner Tochter, und streichelte ihr die Wangen. Lottchen dachte nicht daran, warum der Vater das sagte.

„Ich habe dich recht lieb, meine Lotte," sprach Fieckchen zu ihrer Schwester; „wie lange würde mir die Zeit geworden seyn, wenn du nicht bei mir geblieben wärst!"

Ferdinand.

„Aber lieber Ferdinand, du kannst ja nicht mit!" sagte Herr Wagner zu seinem Sohne, der vor ihm stand, und bat, ihn mitzunehmen.

Es war eine kleine Reise, die Herr Wagner mit einigen Freunden machte, mit welchen zusammen er einen Wagen gemiethet hatte.

Ferdinand glaubte gewiß, daß ihn der Vater mitnehmen würde, weil er so oft schon mit ihm verreist war. Kurz vor dem Wegfahren fragte er: „Du nimmst mich doch mit, lieber Vater?"

Der Vater sagte ihm: „es geht nicht, lieber Ferdinand; es sind ja schon unserer vier im Wagen; und überdieß haben wir auch eine sehr enge Kutsche."

Ferdinand bettelte; er lief dem Vater nach; er sahe aus, als ob er weinen wollte.

„Nimm mich nur noch dasmal mit, lieber Vater;" bat Ferdinand noch einmal wei-

nerlich, wie der Wagen schon vor der Thüre hielt. Da war es eben, wo ihm der Vater sagte: „aber lieber Ferdinand, du kannst ja nicht mit.“

Der Vater fuhr fort, ohne Ferdinanden mitzunehmen, und der thörigte Knabe setzte sich in einen Winkel, hielt die Hände vor die Augen, und weinte und schluchzte.

Vergebens redete ihm die Mutter zu, und stellte ihm vor, wie albern er sich betrage, und vergebens bat ihn sein Bruder Julius, daß er mit ihm spazieren gehen sollte.

Ferdinand dachte nur immer daran, wie schön es gewesen seyn würde, wenn er mit dem Vater hätte fahren können, und dadurch vermehrte er seine Betrübniß, oder verlängerte sie doch.

Was hatte aber Ferdinand davon, daß er weinte und schluchzte? Der ganze Tag vergieng ihm traurig, indessen Julius vergnügt war.

Am Abend kam der Vater wieder, und hörte nun, wie Ferdinand sich betragen habe.

„Ferdinand, sagte er, du wirst einmal ein sehr unglücklicher Mensch werden, wenn du immer deinen Willen wirst haben wollen. Anstatt dich hinzusetzen und zu weinen, hättest du besser gethan, du hättest dir Mühe gegeben, deinen Wunsch zu vergessen!"

Die Nachahmerin.

Lieschen, das kleine vierjährige Mädchen, pflegte ihrer ältern Schwester Agnese fast alles nachzuahmen.

„Mir ist nicht recht wohl," sagte Agnese, da sie die Mutter fragte, was ihr fehle, weil sie so stille da saß, und so bleich aussahe. Lieschen setzte sich auch auf ihr Stühlchen ganz stille hin, stützte mit der Hand das Köpfchen, und meynte, die Mutter werde fragen: „Lieschen, was fehlt dir?" Aber die Mutter fragte nicht. Lieschen fieng nun von selbst an: „Mutter frage mich doch, was mir fehlt?" „Es fehlt dir nichts," antwortete die Mutter, als daß du ein kleiner Affe bist."

„Ich muß noch meine kleine Geschichte auswendig lernen, damit ich sie morgen weiß," sagte Agnese, nahm ihr Buch, und setzte sich damit in die oberste Stube. Lieschen suchte sich auch ein Buch, gieng Agnesen auf die obere Stube nach, und that, als ob sie etwas auswendig lerne. Aber die Zeit wurde ihr sehr

lange dabei, und sie fragte einigemal: „bist du noch nicht fertig Agneschen?“ Aber Agnese hatte heute viel zu lernen, und konnte sobald nicht fertig werden. Lieschen wollte dennoch allein nicht herunter gehen; sie that vielmehr, als ob sie sehr eifrig lerne, und schlief darüber ein.

Es war dunkel, wie Lieschen erwachte. Das arme Mädchen erschrack, sie konnte sich nicht besinnen, wo sie war, und fieng vor Angst an zu weinen. Erst einige Zeit nachher, als die Mutter mit dem Lichte gekommen war, erholte sie sich wieder. Aber weil sie nie am Tage einige Stunden geschlafen hatte, so konnte sie des Nachts nicht schlafen, und warf sich unruhig im Bette hin und her.

Agnese nahm eine kleine Stange, stellte sie auf die Finger, und hielt die Stange so, daß sie nicht umfiel. Lieschen wollte das auch nachmachen, aber es verunglückte ihr, die Stange fiel um, und traf sie mit der Spitze auf den Kopf. Lieschen erhob ein großes Geschrei. Die Stelle auf dem Kopfe war mit Blut unterlaufen, und sehr angeschwollen.

Acht Tage hatte Lieschen die empfindlichsten Schmerzen.

Agnese war im Garten, und drehete sich im Kreise herum. Lieschen that es sogleich auch, hörte aber nicht zu rechter Zeit auf. Sie drehete so lange, bis sie taumelte, fiel in einen Rosenstrauch, und zerriß sich Hände und Gesicht.

Agnese hatte eines Abends, wie es Essenszeit war, keinen Hunger. „Mutter," sagte sie, „ich habe heute keine Lust zu essen, laß mich vom Tische bleiben."

„Ich will auch vom Tische bleiben," sagte Lieschen, „ich habe auch keine Lust zu essen." Die Mutter stellte ihr vor, daß sie nachher hungrig werden würde, und daß sie denn nichts zu essen erhielte: aber Lieschen blieb bei ihrem Vorsatze. Nach einigen Stunden fühlte Lieschen starken Hunger. Sie gieng ganz niedergeschlagen um die Mutter herum, sie sah die Mutter so betrübt an, und wünschte so sehr, die Mutter möchte ihren Hunger errathen. Aber die Mutter bemerkte das nicht. Seufzend legte sich Lieschen zu Bette, und nur erst sehr spät ließ sie der Hunger einschlafen.

Agnese gieng am Ufer des Grabens im Garten, und wollte sich Vergißmeinnicht pflükken, und sogleich wollte Lieschen ihr nachfolgen. Agnese warnte sie; „du kannst dich ja noch nicht halten,“ sagte sie, „du fällst gewiß in den Graben!“

„Ich will mich schon halten,“ antwortete Lieschen, kletterte das Ufer hinab, bückte sich nach einem Vergißmeinnicht, und fiel in den Graben. Vor Angst und Schrecken zitterten beide Kinder an allen Gliedern. Lieschen konnte sich nicht selbst aus dem Graben helfen, und Agnese war auch zu schwach dazu. Es war ein Glücke, daß die Mutter in der Nähe war, und das Angstgeschrei ihres thörichten Kindes hörte.

Die Mutter rettete Lieschen, zog sie aus, und wusch sie ab. Lieschen erbrach sich. Die Erkältung, die Angst, der Schrecken, machten das unbesonnene Kind sehr krank. Sie mußte eine ganze Woche im Bette liegen, und noch eine Woche durfte sie nicht aus der Stube.

Von dieser Zeit an ahmte Lieschen ihrer Schwester nicht mehr so voreilig nach, aber sie gerieth nun auch nicht mehr so oft in Angst und Schaden.

Die Gartenbeete.

„Vater," sagten Herr Ehrhards Kinder, „gieb uns jedem doch ein kleines Gartenbeet. Wir wollen drauf säen und pflanzen, und dann muß es uns die Mutter abkaufen."

„Werdet ihrs denn auch ordentlich warten?" fragte der Vater. „Ihr müßt jäten und begießen, wenn ihr etwas Ordentliches erbauen wollt. Und wer soll es denn umgraben? und woher wollt ihr denn den Saamen oder die Pflanzen nehmen?"

„Umgraben will ich es," sprach Gottfried, „und Saamen und Pflanzen giebst du uns wohl?"

„Ja, und wenn du uns unsere Beete umgräbst," sagte Luise, „so jäte ich dir deins dafür."

Der Vater gab jedem der drei Kinder ein hübsches Beet, und versprach ihnen auch den Saamen und die Pflanzen, und Gottfried grub die Beete um.

Nun waren die Kinder eifrig darüber her, mit Säen und Pflanzen. Gottfried erbat sich von dem Vater ein Paar Stachelbeerstöckchen. Luise bepflanzte einen Theil des Beets mit Johannisbeeren. Gottfried besäete einen andern Theil des Beets mit Spinat, Luise mit Petersilie und Kerbel, und jedes behielt noch ein Plätzchen übrig, um Blumen darauf zu bringen.

Christian sahe das alles mit an, und war unentschlossen, was er auf sein Beet bringen sollte. Den trägen Knaben dauerte die Mühe, die er darauf wenden mußte.

Gottfried und Luise ermunterten ihn. „Bestelle doch dein Beet," sagten sie zu ihm: aber Christian antwortete, daß er nicht wüßte, womit er es bestellen sollte.

„Säe doch Mohrrüben (Möhren) darauf," sagte Gottfried, „oder Zuckererbsen, oder Bohnen," sezte Luise hinzu. Sie nannten ihm noch mehrere Gewächse, aber keins wollte Christianen gefallen.

„Höre," sagte Gottfried, „du hast keine Lust, dein Beet zu bestellen, wenn du willst, so wollen wir dir dein Beet abkaufen." Christian

freuete sich sehr über dieses Anerbieten, und ließ sich einen Groschen für das Beet geben.

Gottfried und Luise theilten es, und pflanzten lauter Erdbeeren von der Art darauf, welche fast das ganze Jahr hindurch tragen — (Monatserdbeeren)

Gottfried und Luise warteten ihrer Beete sorgfältig. Gottfried begoß, Luise jätete das Unkraut aus.

Der Spinat, der Kerbel, die Petersilie giengen sogar auf ihren Beeten viel früher auf, als auf des Vaters seinen.

Nach einigen Wochen waren die Gewächse so weit, daß sie konnten abgeschnitten werden; da war die Freude für die beiden Kleinen noch größer. Die Mutter kaufte ihnen den Spinat nebst Kerbel und Petersilie ab, und machte ein schönes Gericht davon. Zwei blanke Groschen gab sie ihnen dafür, und des Mittags neckte sie den Vater, daß er mit seinen Gewächsen noch nicht so weit sey, wie die Kinder. Und der Vater? der entschuldigte sich lächelnd, und sagte, daß er gegen so gute Gärtner, als Gottfried und Luise wären, gar nicht aufkommen könne.

Christian saß ein wenig verdrießlich da. Im Stillen wünschte er, sein Beet behalten zu haben; nur schämte er sich, es zu sagen.

Wie es aber gegen den Herbst kam, da wurde Christian sogar sehr betrübt, wenn er das Beet ansahe, was er verkauft hatte. Welche schöne Erdbeeren standen darauf! Sie konnten für den Vater öfters ein Tellerchen voll ablesen, und ihm auf seine Stube bringen, und sie verkauften davon an die Mutter, und gaben sogar Christianen ganze Hände voll ab, und wenn Fremde da waren, und in Garten kamen, so bewunderten sie die schönen Erdbeeren, und fragten, wer sie gewartet hätte, daß sie so spät noch so viel trügen?

Christian sahe und hörte das alles sehr niedergeschlagen an.

„Christian ist so niedergeschlagen," sagte Luise zu Gottfried, „wir wollen ihm sein Beet wiedergeben; wir können uns ja auf unserm Beete Erdbeeren anlegen." Gottfried war es zufrieden, und Christian erhielt sein Beet zurück.

Einige Wochen war die Freude Christians sehr groß: aber Christian jätete nicht; er be-

hackte seine Pflänzchen nicht; er begoß sie nicht. Luise und Gottfried legten sich indessen auf ihren Beeten neue Erdbeeren an.

Im folgenden Jahre stand Christian wieder sehr niedergeschlagen neben seinem Beete, wenn Gottfried und Luise von dem ihrigen schöne Beeren ablasen. Seine Pflänzchen standen durstig und vertrocknet, und fast vom Unkraute erstickt; und im Herbste, wie die Beete des Bruders und der Schwester am reichlichsten trugen, waren sie ganz ausgegangen.

Man muß einander helfen.

Mit seinem Sohne Heinrich wollte Herr Wildmann einen guten Freund besuchen. In einer engen Gasse, durch welche sie mußten, fuhr ein ziemlich schwer beladener Wagen vor ihnen her. Der Fuhrmann versah es, und das Hinterrad des Wagens blieb an einem großen Stein halten, welcher an der Ecke eines Hauses eingegraben war.

„Da werden wir lange warten müssen, lieber Vater!" sagte Heinrich; „ich weiß gar nicht, wie sich der Mann da helfen wird? Laß uns nur lieber gleich umkehren, und einen andern Weg nehmen!"

„Gedulde dich nur," antwortete der Vater, „der Mann wird sich schon helfen!"

Es giengen einige Leute vorbei, die der Fuhrmann um Hülfe ansprach, und die auch gleich bereitwillig waren, ihm zu helfen. Wie erst einige am Wagen waren, und sich berathschlagten, wie sie den Wagen losmachen könnten, da fanden sich immer mehr und mehr,

und in kurzer Zeit waren wohl an zwölf Menschen beisammen, die alle zur Hülfe bereit waren. Theils waren es Leute, die in den Häusern der engen Gasse wohnten, theils waren mehrere von denen herbeigekommen, die in der angrenzenden Straße vorüber giengen.

Die Leute wurden alle einig, daß der Wagen erst einige Schritte müßte zurückgeschoben werden, dann könne der Fuhrmann den Stein leicht vermeiden. Alle faßten an dem Wagen an; die meisten griffen in die Speichen der Räder, und der Fuhrmann trieb seine Pferde, daß sie den Wagen ebenfalls mit zurückschöben.

In einigen Minuten war der Wagen wohl an fünf Schritte zurückgeschoben. „Nun," sagte der Fuhrmann, „nun will ich mich schon in Acht nehmen, daß ich nicht wieder an den Stein komme; ich bedanke mich auch schön für die Hülfe!"

„Nicht Ursach! Nicht Ursach!" antworteten die Leute, „wir müssen ja einander alle helfen!"

Der Fuhrmann ließ nun seine Pferde wieder vorwärts ziehen, und kam glücklich bei dem Steine vorbei.

Alles das war in einer Viertelstunde geschehen, und Heinrich wunderte sich, daß es so schnell gegangen wäre.

„Das war doch hübsch, Vater," sagte er, „daß die Leute gleich so willig waren, dem Manne zu helfen."

„Hast du aber auch wohl gehört," fragte der Vater, „was die Leute sagten, da sich der Fuhrmann für ihren Beistand bedankte?"

„O ja Vater, das hab' ich wohl gehört," antwortete Heinrich; „sie sagten, wir müßten alle einander helfen."

„Und daran," sprach der Vater, "sagten die Leute sehr wahr. Wenn die Menschen einander nicht helfen wollten, so würden sie ein elendes Leben führen. Hätte der Fuhrmann sich allein helfen sollen, so würde er vor Abends wohl nicht fertig geworden seyn; denn er hätte den ganzen Wagen erst abladen müssen, ehe er ihn hätte zurückschieben kön-

nen; darüber hätte er die ganze Gasse mit seinen Kasten und Fässern versperren müssen, und würde mit vielen Leuten, die nicht hindurchgekonnt hätten, Zank gehabt haben. Nachmals hätte er mit vieler Mühe den Wagen wieder beladen müssen, und wer weiß, ob er das allein gekonnt hätte. Alle die Mühe und Arbeit hat der Mann nun nicht nöthig gehabt, weil ihm die Leute halfen."

„Und die Leute kannten wohl den Fuhrmann nicht einmal?" fragte Heinrich.

„Ich glaube nicht," antwortete der Vater; „der Fuhrmann schien aus einer fremden Gegend; denn er hatte eine Kleidung, wie sie die hiesigen Fuhrleute nicht tragen."

Da wunderte sich Heinrich noch mehr, und freuete sich ordentlich, daß diese Leute einem ganz Unbekannten geholfen hätten. Der Vater ermahnte ihn, sich die gute Lehre zu merken, die er von den willigen Menschen gelernt hätte, und sie auch auszuüben, wenn sich dazu in Zukunft Gelegenheit für ihn fände.

Schädliche Spielerei.

Friderike hatte die Unart, oft mit Feuer zu spielen. Sie nahm ein Stück Papier, und zündete es an, und ließ es verbrennen. Sie freuete sich dann, wenn das Papier ausglimmte, und die kleinen Funken wie Sternchen aussahen, und auf dem schwarzgebrannten Papier hin und her zu laufen schienen. Sie suchte in der Küche dünne und lange Holzspänchen, und zündete sie an. Das sollte dann ihre Fackel vorstellen, oder ihr Talglicht. Sie schwenkte auch wohl den brennenden Span im Kreise herum, und vergnügte sich an dem feurigen Ring, welchen das machte.

Der Vater warnte, die Mutter bat. „Liebe Friderike,“ sagten sie, „du kannst dich und uns alle einmal sehr unglücklich machen, mit diesem Spiel. Wenn ein einziger Funken an einen Ort fällt, wo er zünden kann, so kann unser Haus und die ganze Stadt verbrennen. Sieh, wie viele Leute dann unglücklich wären. Das würde eine Noth seyn, wenn ihre

Kleider, ihre Betten und alles ihr Geräthe verbrennte. Wo sollten sie nun wohnen? wo sollten sie schlafen? wo sollten die armen kleinen Kinder hin? Du könntest ja in deinem Leben keinem von allen den Leuten ins Gesicht sehen; du hättest sie ja unglücklich gemacht. Und wenn nun gar Menschen mit verbrennten, kleine Kinder, oder alte Greise, die sich selbst nicht mehr retten könnten, und in der Angst von den andern vergessen würden, da würdest du ja in deinem Leben nicht wieder froh werden. Wenn das aber auch nicht geschieht, so kannst du dir ja leicht selbst großen Schaden zufügen."

Friderike vergaß sehr bald die Ermahnungen der Aeltern; das Spiel mit Feuer war ihr gar zu angenehm. Die Aeltern gaben zwar genau auf die Tochter Acht, damit kein Unglück entstehen sollte, aber sie konnten ja das Mädchen nicht immer hüten. — Was sie immer gefürchtet hatten, geschahe.

Friderike fand in der Küche einen langen dünnen Holzsplitter, an welchem noch viel Harz saß. „Ei," sagte sie hüpfend, der muß prächtig brennen!"

Zu ihrem Unglücke waren auf dem Herde nur einige glühende Kohlen, die sich nicht wieder zur hellen Flamme anblasen ließen. Friderike nahm einen Faden Schwefel, zündete ihn bei den Kohlen an, um dann den Holzsplitter damit anzubrennen. Sie verstand nicht mit dem Schwefel umzugehen, und verbrannte den Finger. In der Angst schleuderte sie den brennenden Schwefelfaden weg, und hielt den schmerzenden Finger mit der andern Hand.

Auf einmal merkte sie Rauch und eine ungewöhnliche Wärme im Gesichte, und mit Entsetzen sahe sie, daß ihr cattunener Rock lichterloh brannte.

Das unglückliche Kind! In der Angst wußte es nicht, was es anfangen sollte. „Hülfe! Hülfe! ich verbrenne!" schrie es. Aber es hörte niemand: denn weil der Rauch ihr in den Hals kam, und weil die Angst ihr die Brust zusammenpreßte, so konnte sie nicht laut schreien.

Mit jedem Augenblicke griff das Feuer weiter um sich, und Friderike fühlte einen

entsetzlichen Schmerz an der ganzen einen Seite des Körpers.

Jetzt hörte der Vater das Hin- und Hergehen in der Küche, und das Rufen seiner Tochter, und flog zur Stube hinaus. Er stieß ein Angstgeschrei aus; er legte seine Tochter auf die Erde, und warf sich ganz auf sie hin, damit das Feuer erstickte. Alles im Hause war jetzt herbei gekommen, und goß Wasser über den Vater und über die Tochter her, sobald an einem Orte eine Flamme hervorbrechen wollte.

Das Feuer wurde gedämpfet, und Friderike in die Stube geführt. Die Mutter rang die Hände; der Vater sah mit stummer Angst sein unglückliches Kind an, und wollte sie ausziehen, und ins Bett bringen; aber seine Finger zitterten, seine Knie wollten zusammenbrechen, er konnte nicht stehen.

Eine Magd zog Frideriken aus, legte sie ins Bette, und lief dann zum Arzt.

Die ganze linke Seite war sehr verbrannt, und voller Blasen. Friderike fühlte

einen unsäglichen Schmerz, und konnte nur stöhnen und ächzen. Die armen Aeltern! Sie ächzten und seufzten mit ihrer Tochter; sie giengen nicht von ihrem Bette, wiewohl der Schrecken sie so matt und kraftlos gemacht hatte, daß ihre Glieder fast beständig zitterten.

Erst nach zwei Tagen verlor sich bei Frideriken der heftige Schmerz. Nach sieben Wochen konnte sie wieder ausgehen. Zur Erinnerung blieben die Brandflecken an ihrem Körper über fünf Jahre.

Minchen.

Ludwig hatte in dem Garten seines Vaters ein Kirschenbäumchen voll schöner Kirschen. Ein Gärtner hatte ihm das Bäumchen geschenkt, und gepflanzt, und jetzt trug es seine ersten Früchte; es waren Maikirschen, die ersten im Jahre.

Minchen, Ludwigs jüngste Schwester, sahe die Kirschen, und hätte gern einige davon gehabt. Sie schmeichelte sich an ihrem Bruder an, sie nahm ihn bei der Hand, und sah ihn freundlich an. „Lieber Ludwig,“ sagte sie, „du hast schöne Kirschen! Giebst du mir wohl ein Paar?“

„Ja liebes Minchen,“ sagte Ludwig, „diesen ganzen Zweig will ich dir schenken; alle Kirschen, die darauf sind, sollen dein seyn; aber jetzt sind sie noch nicht reif!“

Minchen wurde böse. „Du giebst sie mir nur nicht gern, du bist mir nicht gut;“ antwortete sie, entzog Ludwigen ihre Hand, und gieng davon.

Nach einigen Tagen waren die Kirschen völlig reif. Ludwig pflückte von dem Zweige, den er Minchen geschenkt hatte, zwei Mandel reife Kirschen ab, und legte sie in ein Körbchen, und darüber und darunter legte er grüne breite Weinblätter.

„Da bring ich dir etwas,“ sagte er zu Minchen, die in der Stube war, und gab ihr das Körbchen. Minchen nahm die Weinblätter ab; sie sahe die schwarzen Kirschen, sie wurde ein wenig roth, und freuete sich doch.

Nach zwei Tagen brachte ihr Ludwig wieder Kirschen, noch schöner und größer, als die vorigen; denn die Kirschen waren nun noch reifer geworden. „Ach Ludwig,“ sagte die Kleine jetzt, „du bist mir doch gut!“

„Siehst du wohl,“ antwortete Ludwig, „daß du mir Unrecht gethan hast. Du meintest, ich gäbe dir die Kirschen nicht gerne; aber damals waren sie noch roth, und würden dir schlecht geschmeckt haben. Jetzt weißt du selbst, wie schön sie nun schmecken!“

„Ich will dir kein Unrecht wieder thun," antwortete Minchen, „du hast mich lieb!"

Minchen that ihrem Bruder kein Unrecht wieder. Wenn er ihr etwas versagte, was sie gern von ihm gehabt hätte, so dachte sie an die Kirschen.

Malchen an den Himbeer-sträuchern.

Malchen sahe im Garten nach ihren Himbeerstöckchen, und suchte nach reifen Himbeeren, aber sie fand keine. Alle waren noch weiß und hart.

Nicht weit davon standen die Himbeersträucher ihrer ältesten Schwester Julie, die mehr in der Sonne standen. Sie besahe sie, und fand große dunkelrothe Himbeeren in solcher Menge, daß sich die Zweige zur Erde bogen. „Ach! wenn die doch meine wären," dachte Malchen. „Die sind gewiß reif."

Malchen befühlte eine recht große Himbeere, die an der Spitze des Zweiges hieng. Die Beere fiel ihr in die Hand.

Malchen meinte, sie könnte doch nichts anders mit der Beere wachen, als sie essen. Malchen aß die Beere.

Die Beere schmeckte herrlich — „Ach wer nur noch ein Paar solcher schönen Beeren

hätte! — J, ein Paar wirst du ja nehmen dürfen, das wird Julie wohl nicht so übel nehmen!"

Malchen nahm ein Paar Beeren, und noch ein Paar, und wieder ein Paar. Sie hatte den halben Strauch leer gegessen, und bemerkte es nicht, daß es so viel waren.

„Ei Malchen! ist das recht?" rief eine Stimme hinter ihr. Es war Juliens Stimme.

Malchen erschrack. „Ich habe nur ein Paar genommen, liebe Julie;" sagte sie mit bittender Stimme.

„Nur ein Paar?" antwortete Julie. „Sieh doch, der halbe Strauch ist ja ledig!"

Malchen schämte sich. Sie erzählte, wie es ihr gegangen sey; die Beeren hätten so gut geschmeckt; sie hätte sie in Gedanken gegessen. Die Kleine bat jetzt: „Sag es doch niemand, liebes Julchen, daß ich genascht habe; ich schäme mich gar zu sehr."

Julchen versprach, es niemand zu sagen; „aber thu das auch ja nie wieder;" setzte sie hinzu.

„Komm Julchen," sagte nach einigen Tagen Malchen zu ihrer Schwester, und führte sie bei der Hand zu ihrem Himbeerstrauche, dessen Beeren jetzt fast alle reif waren.

„Was soll ich denn hier, kleiner Narre?" fragte Julie. „Ach!" antwortete Malchen verschämt, „ich habe dir ja so viele Himbeeren weggegessen; iß nun meine dafür!"

Julie drückte das liebe Mädchen an ihr Herz. „Gutes Kind!" sagte sie, „ich will von deinen Beeren essen; aber wenn du keine mehr hast, so nimm von meinen Sträuchern; ich theile sie alle mit dir."

Der Weihnachtsstollen.

Es war Weihnachten gewesen, und Gottfried, und sein Bruder Anton, und seine Schwestern Lottchen und Minchen hatten von der Mutter, jedes einen ganzen Stollen bekommen, inwendig mit vielen großen und kleinen Rosinen und Mandeln, und auswendig dick mit Zucker überstreuet.

Anton und Lottchen und Minchen besuchten ihren Stollen fast täglich mehreremal mit ihren scharfen Messern, und schnitten fleißig drauf los. Alle Tage wurden die Stollen kleiner und kleiner. Aber Gottfried schnitt seinen Stollen nicht an.

„Gottfried, warum issest du keinen Stollen?“ fragte Lottchen.

Gottfried lächelte und antwortete nicht.

„Ist dir nicht wohl, Gottfried?“ fragte Anton und Minchen, „daß du von dem schönen Stollen nicht essen willst?“ Gottfried versicherte, daß ihm sehr wohl sey, aber weiter sagte er nichts.

Die Kinder waren neugierig, was doch wohl Gottfried mit seinem Stollen machen wollte; sie baten ihn, es zu sagen; aber Gottfried schwieg.

Nach zehn Tagen waren Anton, Lottchen und Minchen mit ihren Stollen so völlig fertig, daß kein Krümchen mehr übrig war.

Des Nachbars Eduard kam, und besuchte die Kinder, die ihm alle freudig entgegen hüpften, weil sie den gefälligen Knaben alle sehr lieb hatten. Sie fragten ihn, warum er so lange weggeblieben sey; Eduard sagte, daß ihm seine Aeltern nicht erlaubt hätten, zu ihnen zu kommen.

„Aber warum denn nicht? warum denn nicht?“ fragten die Kinder; dein Vater hat dir ja sonst alle Tage erlaubt, zu uns zu kommen?

„Ja,“ antwortete Eduard, „nun darf ich auch wieder alle Tage zu euch kommen!“

Die Kinder wurden neugierig, warum Eduard gerade diese Tage sie nicht habe besuchen dürfen. Sie fragten und baten Eduarden so lange, bis sie die Ursache von ihm heraus hatten. Eduards Aeltern waren arm, und hatten dem guten Eduard keinen Stollen

backen, und keine Aepfel, Nüsse und Pfeffer-kuchen kaufen können. Sie meinten, es würde wie eine Bettelei aussehen, wenn Eduard in den ersten Tagen nach Weihnachteu des Nachbars Kinder besuchte.

Anton, Lottchen und Minchen bedauerten sehr, daß sie nicht noch etwas von ihrem Stollen übrig hätten, um es dem guten Eduard zu geben. „O das ist dumm," sagte Anton, daß wir daran nicht gedacht haben. „Aber wartet nur, ich will schon Rath schaffen."

Anton rief seinen Bruder Gottfried in die Kammer. „Verkauf mir ein Stück Wecke, lieber Gottfried!" sagte er heimlich; „ich will dir so viel geben, als du nur haben willst.' Anton holte sein Geld, er schüttete es vor Gottfried aus; er sagte, daß er sich nehmen möchte, welches Stück ihm gefiele; er bat ihn sehr; er stellte ihm vor, daß er die Wecke ja dem guten Eduard geben wolle; es war alles umsonst. „Das ist recht garstig von dir!" sprach Anton unwillig, und gieng wieder in die Stube.

Gottfried blieb noch in der Kammer. Er holte seine Wecke hervor, und schnitt fast die

Hälfte davon in Stücken, die er auf den Teller legte, auf welchem seine Aepfel und Nüsse gelegen hatten.

Gottfried kam mit seinem aufgeschnittenen Kuchen in die Stube. Seine Schwestern sahen ihn verwundernd an; Anton noch mehr. „Seht mich nur nicht so an," sprach Gottfried, „ich will euch heute alle traktiren. Ich habe auch noch Aepfel und Nüsse, die will ich auch her holen."

Die Kinder freueten sich. „Das muß Eduard allein essen!" riefen sie. „Das ist ja unmöglich," antwortete Eduard, „wie kann ich denn so viel essen?" — „Nun da mußt du es mit nach Hause nehmen!" — „Nein," sagte Eduard, „das darf ich nicht; das hat der Vater verboten. Er hätte mir gar nicht erlaubt, herüber zu kommen, wenn er geglaubt hätte, daß ihr noch so im Vorrathe wäret. Er sieht es gewiß nicht gerne, daß ich hier bei euch esse."

Auf vieles Bitten der Kinder, aß Eduard einige Stückchen Stollen, und einen Apfel, aber die andern Kinder mußten auch mit essen. Nach und nach war beim Spiel der ganze

Teller ziemlich ledig gegessen, und allen hatte es gut geschmeckt, aber am meisten Gottfrieden. Die andern merkten jetzt wohl, warum er seinen Stollen aufgehoben hatte, und lobten ihn deswegen, und Anton schämte sich, daß er in der Kammer so ungestümm gegen Gottfrieden gewesen war.

Wie Eduard fortgehen wollte, da bat ihn Gottfried, den übrigen halben Stollen mitzunehmen. „Ich habe ihn ja für dich aufgehoben," sagte Gottfried. Eduard weigerte sich: „ich würde meine Aeltern böse machen," sprach er, „da sie mir mehr als einmal verboten haben, etwas von euch anzunehmen!"

„Du sollst den Stollen doch nehmen!" sprach Gottfried, nahm den Stollen unter seinen Rock, und begleitete Eduarden zu seinem Vater. Hier bat er so lange, bis es Eduarden erlaubt wurde, den Stollen zu nehmen.

Gottfried freuete sich sehr, daß Eduard seinen Stollen hatte nehmen dürfen, und kam vergnügt wieder zu Hause.

„Du hast uns beschämt, lieber Gottfried," sagten der Bruder und die Schwestern zu ihm: aber wenn es wieder Weihnachten wird, wollen wir gewiß nicht alles allein aufessen.

Man kann seine Furchtsamkeit ablegen.

„Ach ein Frosch! ein Frosch!" schrie das kleine Fieckchen sehr ängstlich, wenn sie des Sommers im Garten gieng, und durch das hohe Gras wadete, und dann ein Frosch bei ihr vorbeihüpfte. Das kleine furchtsame Mädchen glaubte immer, daß diese Thiere ihr etwas thun würden, und wenn eins auf sie zusprang, dann schrie sie, und zitterte am ganzen Leibe.

Fieckchen war sehr gern im Garten. Im kleinen Bache, der ihn durchströmte, schwammen muntere Fischchen, und spielten im Wasser, und jagten sich unter einander; in dem hohen Grase standen schöne Blumen, die sie pflückte, um mit ihren Schwestern kleine Kränze aus denselben zu winden; in den Haselsträuchen, die am Rande des Gartens standen, und in den Zäunen, und in dem Erlenwäldchen, das am Ende des Gartens war, wohnten kleine niedliche Vögelchen, die fröhlich

sangen, und zwitscherten, und von Zweig zu Zweig hüpften. Darum war Fieckchen sehr gern im Garten. Und von der Zeit an, da die Früchte anfiengen, reif zu werden, wäre sie gern beständig im Garten geblieben. Dann schlich sie des Tags wohl zehnmal auf des Vaters Stube, und sahe zu, ob der Vater noch schrieb, und schmiegte sich an den Vater an, und fragte dann so freundlich: „Vater, kannst du ein Bischen mit mir in den Garten gehen?“ — Sie wußte wohl, daß der Vater für das kleine lüsterne Maul immer etwas suchte, wenn er im Garten war. Wenn der Vater in den Johannis- oder Stachelbeersträuchern zusahe, oder die kleine Gartenleiter holte, und an den Bäumen hinauf stieg, so hatte das immer etwas zu bedeuten. Fieckchen gieng selten leer aus. Darum war sie so gern im Garten.

Aber die bösen Frösche verderbten ihr sehr häufig ihre Freude. Wenn ihr der Vater eine Hand voll Stachelbeeren oder Kirschen, oder ein Paar goldgelbe Aprikosen gegeben hatte, so nahm sie dieselben in ihre Schürze, und setzte sich wohl ins Gras damit, um sie mit

rechter Lust zu verzehren. Dann hüpfte zuweilen ein Frosch neben ihr hin, und das arme Mädchen verschüttete vor Schrecken ihr schönes Obst, sprang mit lautem Kreischen auf, und flüchtete zum Vater.

Wie die Erdbeeren reif waren, da stand Fieckchen mit dem Vater einmal an dem Beete, und sahe mit Verlangen nach den schönen rothen Beeren, die sich unter dem grünen Laube versteckten, und der Geruch, der von dem Beete kam, war ihr so lieblich.

„Vater!" sagte das kleine Mädchen, und zupfte dabei den Vater an dem Rock, und zeigte mit der andern Hand auf die Erdbeeren.

„Aha!" antwortete der Vater, „ich verstehe schon. Nicht wahr, die würden schmecken?"

Fieckchen sahe den Vater mit lachenden Augen an, und nickte mit dem Köpfchen.

„Nun," fuhr der Vater fort, „so suche dir ein ganzes Händchen voll."

Hurtig war Fieckchen am Beete, und die kleinen Hände wühlten in dem Laube, um die reifsten und schönsten Beeren zu suchen.

„Ei!“ rief sie, wenn sie eine recht große Beere fand, „ei Vater, sieh einmal!“ — Jetzt wollte sie eben nach einer großen Beere greifen, da schlüpfte ein Frosch, und gleich hintenher noch einer durch das Erdbeerenlaub hin. Nun lief die Kleine kreischend zum Vater, und sahe sich bange um, ob ihr die Frösche etwa nachkämen.

„Sieh, kleiner Narr,“ sagte der Vater, „deine Furcht vor den Fröschen stört dir immer deine besten Freuden.“

Der Vater redete der Kleinen zu, beherzter zu seyn. „Die schwachen Thiere,“ sagte er, „können dir ja nicht schaden; sie laufen ja vor dir, und du siehst ja, daß ich und deine Schwestern sie in die Hände nehmen, und sie haben uns ja noch niemals etwas gethan, und können uns auch nichts thun. Sie sind uns sogar noch nützlich; denn sie fangen uns die Fliegen und Mücken weg, und viele andere kleine Thiere, die unser Obst beschädigen. Du hättest viel eher Ursache, dich vor Bienen und Wespen zu fürchten, vor welchen du nicht erschreckest; denn diese könnten dich doch vielleicht stechen.“

So sprach der Vater zu seiner Tochter, aber vor Schrecken hatte sie nichts davon gehört.

Der Vater gab sich alle Mühe, seine Tochter von dieser unnöthigen Furcht zu befreien, und es gelang ihm auch endlich. Er und seine beide ältern Töchter, fiengen sich einige Frösche, nahmen sie in die Hand, setzten sich mit ihnen hin, und Fieckchen mußte in ihrer Mitte sitzen. Sie betrachteten diese Thiere — den Kopf, die Augen, die Kehle, die sie so stark aufblasen können, die langen Hinterfüße, welche sie zum Springen nöthig haben, und die verschiedenen Farben, nebst den Strichen auf dem Rücken. — Fieckchen gewöhnte sich bald, ruhig das mit anzusehen.

Nun bat sie der Vater, ihm zu Gefallen einen Frosch in die Hand zu nehmen, aber es kostete ihn viel Mühe, es dahin zu bringen. Sie rührte die Frösche anfangs nur ein ganz klein wenig mit der Fingerspitze an, und zog dann schnell den Finger zurücke. Nach und nach brachte sie es dahin, den Frosch mit der ganzen Hand zu berühren, oder auch ihn auf ihrer Hand sitzen zu lassen, aber mit der Hand

zuzugreifen, und ihn festzuhalten, dazu konnte sie sich nicht bringen. Endlich einmal, da ihr der Vater ein kleines niedliches Fröschchen brachte, wagte sie es, ihn festzuhalten, ließ ihn dann auf ihre Schürze, dann ins Gras hüpfen, holte ihn wieder, und ließ ihn wieder hüpfen. Das Spiel gefiel ihr. Seit dieser Zeit wagte sie es, größere Frösche zu fangen, und nach wenigen Wochen war kein Frosch so groß, daß sie sich vor ihm hätte fürchten sollen. Sie fieng sogar an, diesen Thieren recht eifrig nachzusetzen. Wo sie einen Frosch sahe, der ihr gefiel, oder besonders groß und fett war, da ruhete sie nicht eher, bis sie ihn gefangen hatte, besahe ihn sich, trug ihn zum Vater hin, damit ihn der auch besehen sollte, und ließ ihn dann wieder fort. Die Schwestern nannten sie jetzt zuweilen im Scherz, die kleine Froschfängerin. Jetzt ließ sich Fieckchen durch keinen Frosch mehr erschrekken, und wie im künftigen Jahre die Erdbeeren wieder reiften, so konnten zehn Frösche vor ihr hinhüpfen, es fiel ihr nicht ein, davon zu laufen.

Wie Fieckchen älter wurde, da fand sie große Menschen, die sich vor vielen kleinen Thieren fürchteten, und fast in Ohnmacht fallen wollten, wenn sie einen Frosch, eine Spinne, einen Käfer, oder wohl gar eine Maus sahen. Diese Menschen zitterten vor Angst, wurden bleich im Gesichte, und konnten entweder vor Schrecken gar kein Wort herausbringen, oder fingen heftig an zu kreischen.

O, dachte Fieckchen, wie glücklich bin ich, daß ich in meiner Kindheit schon aufgehört habe, mich vor diesen Thieren zu fürchten. Diese armen Leute sind ja fast nirgends sicher; denn Spinnen und Käfer und Mäuse findet man ja überall.

Die Stube mit Vögeln.

„Heda! Carline, Lotte, Ernestine! wollt ihr schöne Vögel sehen?“ rief Herr Wahlberg seinen Kindern zu.

„Vögel?“ sagten die Kinder; „o die wollen wir gerne sehen. Aber wo sind denn Vögel? Du hast ja keine!“

„Werdet es schon sehen,“ antwortete der Vater, und gieng voran.

Die Kinder folgten dem Vater, und selbst der kleine Ludwig rief: „mit, Vater, mitnehmen!“ Und der Vater nahm ihn auch mit. Er trug ihn auf seinem Arm.

„Ob das wohl weit seyn wird?“ fragte Lotte: — „was mögen es wohl für Vögel seyn?“ fragte Carline: „werden sie schön aussehen? werden sie hübsch singen?“ sprach Ernestine.

Indem gieng der Vater in das Haus des nächsten Nachbars, und die Kinder wunderten sich darüber; denn der Nachbar war erst vor einigen Tagen hieher gezogen. Aber sie wun-

derten sich noch mehr, wie sie in die Stube traten, und überall Vögel sahen.

Voll Erstaunen, voll Aufmerksamkeit, betrachteten die Kinder diese kleinen Thiere. Kein Laut, kein Wort entfuhr den kleinen Leuten.

In einer Ecke war ein großer Käfig lauter Kanarienvögel. Sie hatten ihre Nester in dem Käfige, und kleine Näpfchen mit Futter und Wasser. Munter hüpften die Vögel auf den Stangen umher, die im Käfig befestigt waren; und wie der Herr Nachbar einige Stücke Zucker zwischen den Stäben des Käfigs einklemmte, da kamen sie alle herbei, pickten und knabberten an dem Zucker, und einer suchte den andern zu verdrängen.

Ueberall in der Stube hiengen in kleinern Käfigen einzelne Kanarienvögel. Mitten unter ihnen hieng ein anderer größerer Vogel, mit kurzem dicken Schnabel, unter dem Halse und dem Bauche ganz blaßroth, und auf dem Kopfe mit einer schwarzen Platte.

Die Kinder wollten den Namen des Vogels wissen, und fragten, ob er auch singen könne.

„Der Vogel heißt Dompfaffe oder Blutfinke, auch nennt man ihn wohl Gimpel,“ sagte der Herr Nachbar, und singen kann er recht angenehm. Man muß ihn aber erst dazu abrichten. — Vielleicht kann ich ihn dazu bringen, daß er gleich jetzt singt.“

Der Nachbar stellte sich vor den Vogel hin, pfiff ihm einigemal vor, und bewegte den Kopf dabei von einer Seite zur andern. Nicht lange dauerte es, so fieng der Vogel an, unruhig zu werden, hüpfte einigemal auf seiner Stange hin und her, strich den Schnabel auf der Stange ein paarmal, wackelte mit dem Kopfe, und fing an, einen einzelnen, aber sehr sanften Ton hören zu lassen. Nachdem er dieß einigemale gethan hatte, so pfiff er mit sehr angenehmer Stimme eine artige Melodie, indem er immer mit dem Kopfe und Schwanze wackelte, und zuweilen auch den Schnabel dazu putzte.

„Bist ein guter Kerl,“ sagte der Nachbar, wenn der Vogel fertig war, und hielt ihm den Finger hin, und das kleine Geschöpf legte freundlich den Kopf auf den Fin-

ger seines Herrn, und biß ganz sanft in den Finger.

Jetzt hörten die Kinder ein Geräusch in der Höhe, und sahen auf. „Ei," riefen sie verwundernd aus, „das ist artig!"

Ein schöner bunter Vogel, ein Stieglitz war es, der ihre Verwunderung erregte. Er saß auf einem hölzernen Gestelle. Unten stand ein Schälchen mit Wasser. Ein Fingerhut, welcher an einem Kettchen bevestigt war, lag in dem Schälchen. So oft nun der Vogel trinken wollte, so zog er sich den Fingerhut mit Wasser an dem Kettchen in die Höhe. Auf eine ähnliche Weise holte sich auch der Vogel sein Futter, welches in einem kleinen leichten Wagen lag, der auf einem schrägen Brettchen in die Höhe gezogen wurde. Er zog den Wagen ebenfalls an einem Kettchen zu sich hinauf, und ließ ihn, wenn er satt war, wieder herunterrollen.

Der Vogel konnte ganz frei umherfliegen, und hätte nicht nöthig gehabt, sein Futter und ein Wasser an dem Kettchen heraufzuziehen, aber er fraß und soff nie anders, als auf diese

Weise, an welche er von Jugend auf gewöhnt war.

Noch sahen die Kinder einige Nachtigallen und Grasemücken, die begierig die Mehlwürmer verschluckten, welche ihnen ihr Herr mit den Fingern hinhielt.

Unten auf dem Boden der Stube liefen einige Staaren, eine Amsel oder Schwarzdrossel, einige Lerchen und Sperlinge frei herum. Sie waren so dreist, daß sie fast niemanden aus dem Wege gingen.

Jetzt hatten die Kinder alles genau betrachtet, und Herr Wahlberg nahm Abschied von dem Nachbar, und dankte für das Vergnügen, das er ihnen mit seinen Vögeln gemacht hatte. Eben wollten sie die Hausthüre aufmachen, als es auf einmal hinter ihnen mit einer wunderlichen Stimme rief: Adjeu; bleibt noch ein Bischen; schön Jakobchen; Hundsfott, Hundsfott! schön Jakobchen: ei, ei, seht doch, schön Jakobchen!"

Die Kinder wußten nicht, was das für wunderliches Zeug war, und woher es kam. Sie sahen sich überall umher, und da ent-

deckten sie bald die Stimme. Sie kam von einer Elster, die über der Hausthüre hieng; und unaufhörlich fortplauderte. Da standen sie nun doch noch eine Weile, und betrachteten den geschwätzigen Vogel, der alle Augenblicke sein: schön Jakobchen wiederholte.

Wie sie zu Hause waren; da wollte jedes der Mutter erzählen, was sie gesehen hatten. Die Vögel hatten den Kindern so wohl gefallen, daß sie den Herrn Nachbar sehr oft besuchten; und gewöhnlich brachten sie auch den Vögeln etwas mit, was sie gern fraßen; denn darüber hatten sie den Vater befragt. Den Kanarienvögeln brachten sie Zucker, die Herzen von Salatköpfen, und andere grüne Kräuter aus dem Garten; dem Dompfaffen ein Stück Paternosterapfel, oder Quitschbeeren, oder einige Knospen vom Birnbaume; dem Stieglitz den Saamen von Distelköpfen; den Staaren verschiedene Würmer aus dem Garten, der Elster einen Knochen, an welchem noch einiges Fleisch saß, und den Nachtigallen einige Mehlwürmer und sogenannte Ameiseneier.

Die Vögel hatten es bald gemerkt, daß ihnen die Kinder fast jedesmal etwas mitbrachten; und sobald sie nur in die Stube traten, so schien jeder auf einen Leckerbissen zu warten. Vorzüglich bekannt war mit ihnen der Dompfaffe. Er litte es, daß die Kinder ihren Finger durch den Käfig steckten, und ihn damit berührten und streichelten.

Der gefangene Sperling.

Zwei große Weinstöcke standen vor Herrn Ehrfelds Hause. Die Weinstöcke brachten fast in jedem Jahre eine Menge großer, reifer und wohlschmeckender Trauben, von welchen aber Herr Ehrfeld die allerwenigsten zu kosten bekam. Es fanden sich nämlich immer unverschämte Gäste ein; — Sperlinge waren es, die die reifsten Beeren auffraßen, viele, die noch nicht reif waren, anpickten, und, weil sie ihnen nicht schmeckten, sitzen ließen; Stroh und Federn zwischen das Laub schleppten, und einen gewaltigen Lärm und Gezwitscher machten.

Einer von den Sperlingen hatte sogar ein Nest, zwischen dem Laube des Weinstocks und zwischen der Wand, gemacht, und war von der guten Nahrung ganz fett geworden. Er hatte sein Plätzchen so gut gewählt, daß dicht vor seinem Neste eine große Traube hing, welche er mit seinem Schnabel erreichen konnte.

Herr Ehrfeld hätte das Nest des Sperlings zerstören können, er konnte es mit der Hand bequem erreichen, wenn er das oberste Stubenfenster aufmachte: aber er hatte eigentlich an dem fetten und dreisten Vogel seinen Wohlgefallen. Ueberdieß hatte er sich vorgenommen, ihn lebendig zu fangen. „Es ist der Hauptspitzbube unter allen,“ sagte Herr Ehrfeld, „er lockt die andern durch sein Zirpen und Zwitschern herbei, und ladet sie ein, an seinem Schmauße Theil zu nehmen. Gottlieb und Karl, urd Lottchen und Minchen freuten sich schon darauf, den Sperling zusehen.

An einem trüben Abend, an welchem es stark regnete, setzte sich Herr Ehrfeld einen Käfig zurechte, und machte dann leise, leise das Oberfenster auf, nachdem er allen Kindern befohlen batte, recht stille zu seyn. Jetzt griff er mit der Hand zum Fenster hinaus, und streckte die Hand langsam immer weiter und weiter aus. „Zirp, zirp,“ schrie es auf einmal, und alle Kinder fiengen an zu jubeln und zu jauchzen. „Jetzt hat ihn der Vater!“ riefen sie alle, „jetzt hat er ihn!“

Der Vater hatte den Vogel wirklich, und steckte ihn in den Käfig. Alle Kinder stellten sich um den Käfig herum, besahen sich den Vogel so aufmerksam, als ob er ein großes seltenes Wunderthier wäre.

„Ist er gefangen, Herr Spatz?“ sagte Gottlieb.

„Ei, warum zwitschert er denn nicht?“ rief Karl.

„Willst du nicht etwa Weinbeerchen haben?“ fragte ihn schelmisch das kleine Minchen.

Der arme Sperling saß indessen ganz still und ängstlich da. Er wußte nicht, wie ihm geschehen war. Die Lichter in der Stube, die Kinder um ihn her, ihr Lärmen, ihr Jauchzen und Hüpfen, alles verwirrte das kleine Geschöpf.

„Na,“ sagte nach einer kleinen Weile, Herr Ehrfeld, „jetzt wollen wir den Gefangenen in eine dunkle Kammer stellen, und morgen Gericht über ihn halten! Damit er aber doch nicht hungern darf, will ich ihm zu fressen und zu saufen geben.“

Herr Ehrfeld füllte ihm das Freßkästchen und das Trinknäpfchen, und stellte den Vogel weg.

„Was wird der Vater doch mit dem Gefangenen machen?" fragten am andern Morgen die Kinder untereinander.

„Er wird ihn doch nicht todt machen?" sagte Minchen. „Wie kannst du das glauben, kleiner Narre," antwortete Lottchen; „der einzige Sperling würde auch viel helfen."

„Und der Vater thut das auch niemals," setzte Karl hinzu.

Der Vater kam eben, indem die Kinder noch darüber sprachen, was mit dem Vogel werden sollte, von seiner Stube herunter.

„Sollen wir den Gefangenen holen?" schrieen ihm die Kinder entgegen? „Holt ihn!" antwortete der Vater, und alle liefen fort, und brachten den Sperling.

Der Vater stellte den Sperling auf einen Tisch.

„Nun Herr Spatz!" fieng der Vater an, „jetzt hätten wir ihn denn endlich. Wie „unverschämt hat er sich immer aufgeführt. „Da half kein Rufen, kein Scheuchen und „Klopfen am Fenster, er fraß immer drauf „los, und bat auch noch die andern Diebe „zu Gaste, und machte obendrein mit ihnen „einen greulichen Spektakel. Womit kann „er sich entschuldigen? — Nicht? er kann „sich nicht entschuldigen? Nun sieht er, so „wollen wir ihm denn die diebische Kehle „mit einem Faden zusammenschnüren, und „ihn den andern Spitzbuben zum Exempel „vor dem Fenster aufhenken."

„Ach Vater!" riefen bittend die Kinder, „das wirst du doch nicht thun!"

„Nun" fuhr der Vater fort, „weil er „so feist ist, so können wir ihn auch rupfen „und braten; es wird einen ganz erträglichen „Bissen geben!"

„O nein! Vater, o nein," sagten die Kinder, „todtmachen mußt du das arme Thier gar nicht."

„Warum nicht?" fragte der Vater.

„O es versteht es ja nicht besser," sagte Karl.

„Das arme Thier will ja auch leben," setzte Gottlieb hinzu.

„Die andern Sperlinge würden darum nicht wegbleiben, wenn du ihn auch todt machtest," sprach Lottchen.

„Und sieh auch nur, wie angst ihm gewesen seyn muß," sagte Minchen; „der arme Sperling hat ja kein Körnchen von seinem Futter angerührt!"

„Nun gut," fuhr der Vater fort zum Sperling zu reden: „weil du denn so ein ar-
„mer Lump bist, der es nicht besser versteht,
„und nicht anders leben kannst, und schon
„so viele Angst ausgestanden hast, so soll dir
„das Leben geschenkt seyn. Aber Strafe muß
„seyn; was sollen wir mit dir machen?"

„Nimm eine Scheere,“ sagte Lottchen, „verstutze ihm die Flügel, und laß ihn in der Stube umher laufen.“

„Das müßte ich verbitten,“ fing die Mutter an, die bisher ruhig und lächelnd zugehört hatte, ohne sich in das Gespräch zu mischen, „das müßte ich verbitten; euer Sperling würde alles beschmutzen.“

„Und dann,“ setzte der Vater hinzu, „habt ihr wohl nicht an Hinzen gedacht. Der „würde ihn mit seinen Krallen schön zurich„ten.“

„Ach das ist wahr,“ sagten die Kinder, „da wäre dem Sperling wenig dadurch geholfen, daß wir ihm das Leben ließen, wenn ihn der Kater auffräße. — Nein laß ihn lieber ganz fliegen.“

„Aber soll er uns denn alle Weinbeeren fressen?“ fragte der Vater.

Die Kinder wußten auch da Rath. Wir haben ein großes Netz auf dem Boden, sagten sie, das wollen wir über die Weinstöcke ziehen, dann kann kein Sperling weiter zu. Sollen wir ihn fliegen lassen, Vater?

Der Vater, der mit dem Aufhenken und Braten des Sperlings ohnehin nur gescherzt hatte, erlaubte es ihnen.

„Aber hier zum Fenster wollen wir ihn nicht wieder hinaus fliegen lassen, sagten die Kinder, er säße uns sonst gleich wieder in den Weintrauben.“

Die Kinder trugen den Vogel bis ans äußerste Ende des Gartens. Hier öffneten sie den Käfig. Tschitsch! tschitsch! rief der Sperling, und flog schnell davon.

Die gute Schwester.

„Ei, wenn doch unsere Karline bald wieder käme;“ sagte Lottchen und Fieckchen, die gegen Abend vor der Thüre ihres Hauses standen; und der kleine Ludwig, der neben ihnen mit bunten Steinchen spielte, und diesen Wunsch hörte, rief ebenfalls „komm Karline, komm;“ und winkte mit seinen Händchen dazu.

Karline war die älteste unter diesen kleinen Leuten, und heute war sie mit einer Freundin ihrer Mutter auf den Jahrmarkt, nach einem nahen Städtchen gegangen. Die Kinder hatten wohl gesehen, daß Karline ihr Geldbeutelchen einsteckte, ehe sie weggieng, und sie wußten, was das zu bedeuten hatte.

Wenn Karline einen Gang für die Mutter gehen mußte, oder wenn sie einmal mit ihren Aeltern an einem fremden Orte gewesen war, so kam sie nie mit leeren Händen zurück; immer brachte sie ihren Geschwistern etwas mit. Das gute Mädchen hatte sich dazu alle Groschen und Sechser und alle Dreier auf-

gehoben, die sie von ihren Aeltern empfing, wenn sie etwa einen Strumpf gestrickt, ein Hemde besäumt, oder sonst eine kleine Arbeit verrichtet hatte.

„Gewiß wird uns Karline auch etwas mitbringen," sagte Lottchen.

„Ja," setzte Fieckchen hinzu, „hats Geldbeutelchen ja mitgenommen;" und Ludwig rief: „mitbringen soll; Karline, mitbringen!"

Die kleinen Leute mußten noch ein halbes Stündchen warten, ehe Karline kam, und die Zeit wurde ihnen mit jedem Augenblicke länger. Immer sahen sie die Straße herab, welche sie herauf kommen mußte, und, „ach wenn doch Karline schon wieder da wäre!" sagten sie von Zeit zu Zeit.

Jetzt kam Karline um die Ecke der Straße, und in dem nemlichen Augenblicke hatten sie ihre Geschwister entdeckt. „Ei Karline! Karline!" riefen die beiden Mädchen überlaut, und sprangen ihr entgegen, und Ludwig klatschte in seine Hände, und folgte mit Hüpfen und Springen den Schwestern so schnell nach, daß seine Wärterin Mühe hatte, ihn zu halten.

Die Kinder jauchzten und lärmten noch freudig um Karline her, wie sie schon ins Haus getreten war. „Aber ich habe euch nichts mitbringen können," sagte jetzt Karline.

„O" antwortete Lotte, „was schadet das? es ist gut, daß du wieder da bist."

„Laß einmal die Taschen sehen," sprach Fieckchen schelmisch, „sonst glaub ich es nicht."

Ludwig umfaßte seine liebe Karline, und legte sein Köpfchen schmeichelnd an ihr an.

Jetzt hielt Karline ihre Tasche mit beiden Händen auseinander; „greif einmal hinein, Ludwig," sagte sie.

Ludwig griff hinein, und brachte einen großen braunen Pfefferkuchen heraus. „Danke schön!" sagte der kleine Mann, und verneigte sich dazu.

Sollen wir auch hineingreifen?" fragte Fieckchen und Lottchen.

Karline erlaubte es, und jede holte sich ebenfalls einen Pfefferkuchen.

Die Kinder verzehrten die Gaben ihrer guten Schwester, und hatten eine Menge Fragen an sie, „was sie für schöne Sachen auf dem Jahrmarkte gesehen hätte? ob hübsche Bän-

der da gewesen wären? und schöne Spielsachen, und Bilder?"

Karline beantwortete alles genau, und erzählte, was sie gesehen hatte, und fröhlich und scherzend gieng der Abend den kleinen Leuten vorüber.

Am andern Morgen giengen die Kinder in den Garten. Lottchen wollte Karlinen zu dem Kirschbäumchen führen, welches der Vater ihr geschenkt hatte, da sollte sie sich Kirschen pflükken. Fieckchen wollte sie zu ihrem Stachelbeerbusche hinziehen, und ihr die schönsten Beeren aussuchen, und Ludwig rief schon, ehe er noch in den Garten hineinkam: „dir Erdbeeren geben will, liebe, liebe Karline; sind schöne Erdbeeren an meinem Büschchen, sind alle reif gewachsen!"

Erst mußt du zu meinem Kirschbaum kommen;' sagte Lottchen, wie sie in den Garten hineintraten. „Aber was hängt denn da an meinem Bäumchen;" rief sie verwundernd aus, wie sie das Bäumchen erblickte.

Alle iefen voll Neugier zu Lottchens ihrem Kirschbäumchen, und „ei was ist das?“ riefen die Kinder, wie sie näher hinzukamen.

Da hieng an dem Bäumchen eine kleine Commode mit einem Schränkchen mit Glasthüren. Die Kinder nahmen die Commode ab, besahen sie; „woher mag das kommen?“ fragten sie, „wer hat das hergehängt, wer soll es haben?“

„Nun weiß ichs;“ rief Lottchen, und sahe Karlinen an. „O du gute Karline! Du hast sie gewiß . . .“

Karline ließ sie nicht ausreden, sie winkte ihr mit Kopf und Augen, daß sie schweigen sollte. „Sie ist deine,“ sagte sie leise zu Lottchen.

Fieckchen und Ludwig brachten es nicht heraus, woher die kleine Commode käme, und wurden müde zu rathen. Fieckchen gieng zu ihrem Stachelbeerstrauche, und Ludwig zu seinen Erdbeerbüschen, um die schönsten Beeren für Karlinen zu suchen. „Ei, ei!“ riefen die beiden Klienen fast zu gleicher Zeit, „ich habe auch was! ich habe auch was!“

Was hatten sie denn aber? — Fieckchen hatte in ihrem Strauche ein niedliches Wachspüppchen gefunden, welches in einer kleinen Wiege lag, und sie mit hellen Aeugelchen ansahe, und Ludwig unter seinen Büschen einen kleinen grünen Wagen, in welchem ein Jäger war, und Hunde, Hirsche und Hasen, und Bäume. Die Kinder hatten eine große Freude! „Das soll gewiß unser," riefen sie, und liefen nun eilig, um den Aeltern zu zeigen, was sie gefunden hatten.

Die Aeltern sollten den beiden Kleinen sagen, wer das wohl dahin versteckt haben möchte; — denn sie konnten es nicht errathen! Nach langem Besinnen erriethen sie es aber doch. „Ach gewiß unsere Karline," riefen sie, und eilten in den Garten zurücke, umarmten Karlinen, tanzten und hüpften um sie her.

„Seht doch," sagte die Mutter, „wie lieb euch eure Karline hat!"

„Ja," antwortete Lottchen, „aber wir haben sie auch recht lieb!"

Wohl hatten sich die Kinder untereinander recht lieb. Keins wollte gerne ohne die übrigen seyn; keins empfing einen Leckerbissen, ohne mit den andern zu theilen, und keins spielte gern, ohne die übrigen. Karline mußte ihnen immer die Spiele angeben, und sie dazu anweisen, und die Kleinern folgten ihr aufs genaueste.

Wie lieb die Kinder sich hatten, das erfuhren sie erst recht, wie Karline einmal auf 14 Tage bei ihrer Großmutter war. Nach zwei Tagen sehnte sich Karline wieder nach Hause, und wurde bei allem Vergnügen, welches ihr die Großmutter machte, nie recht aufgeheitert. Und die kleinen zu Hause Gebliebenen wußten nicht, was sie anfangen sollten; überall fehlte ihnen die Schwester. „Mutter," fragten sie täglich mehreremal, „kommt Karline nicht bald?" Oder: „wie viel Tage sind es denn noch, ehe Karline kommt?"

Karline kam wieder. Wie freuten sich die andern, sie wieder zu haben. „Nun" riefen sie, „darfst du uns gewiß nicht wieder wegreisen!"

„Ei, ich werde auch sobald nicht, wenn ihr nicht dabei seyd," antwortete Karline.

Die Aeltern fragten sie, „ob es denn bei der Großmutter nicht hübsch gewesen wäre?"

„O ja," sagte Karline, „es wäre alles recht hübsch gewesen, wenn nur Lottchen und Fieckchen und Ludwig mit da gewesen wären!"

Man muß auch Scherz verstehen.

Anton und August spielten im Winter auf ihrem Hofe. Sie zogen einer den andern auf den Schlitten; sie machten sich Schneemänner, die meistens wieder zusammenfielen, ehe sie fertig waren, und mitunter warfen sie sich auch mit Schnee.

Ganz heimlich hatte der schelmische Anton seinem Bruder August einen Eiszacken in die Tasche gesteckt. August wollte sein Schnupftuch herausholen, und seine nassen Hände abwischen. Er ergriff den Eiszacken, und zog schnell seine Hände zurück. — Anton lachte.

August merkte jetzt den Scherz seines Bruders, aber er nahm ihn sehr übel. Er zog den Eiszacken aus der Tasche, warf ihn gegen die Erde, er sagte zu Anton: „das ist dumm, Anton," und gieng in die Stube.

Anton gieng ihm nach. „Sey doch nicht wunderlich, lieber August," sprach er; „du wirst ja einen Spaß nicht so übel nehmen.

Er hat dir ja nichts geschadet. Komm, laß uns wieder spielen!“

Anton mußte lange bitten, ehe August wieder mitgieng.

„August,“ sagte der Vater, „wenn du jeden kleinen Scherz übel nimmst, so wirst du oft verdrießlich werden müssen, und niemand wird gern mit dir umgehen!“

Im Frühling spielten Anton und August Ball mit einigen andern Knaben ihres Alters. August hatte sich hingesetzt, um ein wenig auszuruhen. Der muntere Gottfried schlich leise hinter seinem Rücken zu ihm hin, und hielt ihm schnell mit beiden Händen die Augen zu. „Rathe, wer ists?“ sagte Gottfried mit verstellter Stimme.

„Das ist einfältig! daß du mich erschreckst,“ rief August erbittert; „gleich laß mich los.“

Gottfried ließ ihn los. „Nun,“ sagte er, „mit dir werd' ich gewiß nicht wieder spaßen; man darf dich ja kaum ansehen, so nimmst du es übel.“

Die andern Knaben mißbilligten August's Betragen. „Das ist nicht hübsch, August," sagten sie, „daß du jede Kleinigkeit übel nimmst!"

August wollte sich vertheidigen; die andern widersprachen ihm; der Streit wurde heftiger, und um das Ballspiel war es heute geschehen; — keiner wollte mehr spielen.

Der kleine Zwist war am andern Tage vergessen; die Knaben hatten sich wieder vereinigt, Ball zu spielen.

Indem sie zu dem Ballplatz hingiengen, beredeten sie sich, was für eine Art Ball sie spielen wollten. Anton und August hatten ihre Ballhölzer ganz locker unter dem Arme; und da sie so eifrig im Gespräche waren, so merkten sie nicht, daß Eduard ihnen ganz leise die Ballhölzer wegzog, und unter seinen Rock steckte.

Anton bemerkte bald, daß man ihm sein Ballholz genommen habe. „Einer unter uns," sagte er lustig, „ist ein Spitzbube, und hat mir mein Ballholz gemaust. Gleich her damit, wer es hat!"

Die Kinder lachten; sie fragten: „wer hat das Ballholz?" Sie wunderten sich, daß er das Wegziehen desselben nicht bemerkt habe, und keiner wollte wissen, wer es hätte. — Eduard stellte sich ganz unschuldig.

Anton nahm das nicht übel. „Ihr werdet mir mein Ballholz schon wieder geben;" sagte er, „brauch ich es doch nun nicht zu tragen."

Jetzt wurde auch August gewahr, daß ihm sein Ballholz fehlte. „Wer hat mein Ballholz?" sagte er mürrisch; „ihr wißt, daß ich so einfältigen Spaß nicht leiden kann."

„Da hast du dein Ballholz," antwortete Eduard heftig, und warf ihm das Holz vor die Füße.

„Ach," sagte Gottfried, „laßt doch ja den Murrkopf gehen, er nimmt euch alles übel. Ihr wißt ja, wie es mir gestern gieng."

Die Kinder wurden sehr unwillig auf Augusten; sie fragten ihn, warum denn Anton nicht alles übel nehme, wie er; sie wollten nicht mit ihm spielen. Anton mußte sehr für ihn bitten, daß er mitspielen durfte.

August war ermüdet, und hatte sich wieder hingesetzt, um auszuruhen. Dicht neben seinen Rockschößen, die er auf der Erde ausgebreitet hatte, lagen ein Paar große Steine. Christoph, der zuweilen ein wenig tückisch war, und seine Freude daran hatte, wenn er empfindliche Knaben necken konnte, benutzte das. Er wälzte die Steine auf August's Rockschoß, und wie dieser dann aufstehen wollte, so konnte er nicht. Da wurde August sehr böse; er schalt, er schimpfte auf das häßlichste, und drohete Christophen zu schlagen.

„Das ist unrecht von dir, Christoph," sagten die Kinder; „du weißt ja, wie er ist: du hättest ihn sollen gehen lassen!"

Christoph antwortete, daß er es gerade darum gethan hätte, weil August so empfindlich wäre; an einem andern würde er es nicht gethan haben. — Da ärgerte sich nun August noch mehr.

„Siehst du," sagte Anton hernach zu seinem Bruder, wie er allein mit ihm war, „so geht es, wenn man so empfindlich ist, so wird man nur desto mehr geneckt!"

Einige Tage war das Wetter stürmisch und unangenehm, und die Knaben hatten nicht Ball schlagen können: aber mit dem ersten schönen Tage, giengen sie zusammen wieder auf den Ballplatz hinaus.

Wie sie hinausgiengen, so sagten die Knaben zu Augusten, daß sie ihn gewiß zu keinem Spiele wieder mitnehmen würden, wenn er noch einmal so empfindlich wäre, und jeden kleinen Scherz übelnehmen, und darüber schimpfen wollte. Anton hatte ihn schon vorher darum gebeten, daß er seine Empfindlichkeit unterdrücken, und Scherz ertragen lernen sollte. Er verderbte ja sonst sich selbst, und andern ihre Freude.

Eine ziemliche Weile gieng alles beim Spiele ganz ruhig ab. Jetzt wollte August einen Ball fangen. Der Ball kam eben aus der Luft herunter, und August hielt beide Hände in die Höhe. Nur noch eine Spanne weit tiefer durfte der Ball fallen, so war er in August's Händen; aber da sprang Eduard, der hinter ihm hergegangen war, in die Höhe, und fieng den Ball eher auf, als ihn Ludwig mit seinen Händen erreichte.

August vergaß die Drohungen der Kinder, und das Zureden seines Bruders, und fieng an zu schimpfen und zu zanken.

Alle Kinder traten zu. „Es ist kein Auskommen mit dir;“ sagten sie, und alle versicherten, daß sie nie mit ihm wieder umgehen wollten.

Die Kinder hielten Wort. Sie spielten seit dieser Zeit nicht mehr mit Augusten; sie besuchten ihn nicht mehr, sie sprachen sogar nicht einmal mit ihm, und in der Schule rückten sie so weit von ihm weg, daß er allein saß.

Frühling und Sommer vergiengen, ohne daß einer der Knaben mit Augusten umgegangen wäre. Wenn er nun zu Hause allein saß, wenn ihm die Zeit so lang wurde, da bereuete er seine Empfindlichkeit.

August gab sich jetzt alle Mühe, seinen Fehler zu unterdrücken. Er sahe es deutlich ein, was es für ein böses Ding ist, jede Kleinigkeit so übel zu nehmen; und er begriff wohl, daß man sich damit seine beste Freude verderbt, und alle Welt zu Feinden macht.

Da August nun seinen Fehler ernstlich ablegen wollte, so gelang es ihm auch, und nach einigen Monaten gab ihm Anton das Zeugniß, daß er gar nicht mehr so sey, wie sonst.

Nachbars Lottchen kam gegen den Herbst mit ihrem Vater, nach einer langen Abwesenheit, wieder nach Hause zurück, und hörte, daß August sich ganz geändert habe. „Ich muß wissen, ob das wahr ist," dachte Lottchen, und besuchte Augusten und seinen Bruder.

„Ich habe euch etwas mitgebracht," sagte sie zu den Knaben, und gab jedem eine Schachtel voll Haselnüsse.

„Ei, das sind schöne Nüsse!" rief August, wie er die Schachtel aufmachte. Er holte sich sogleich einen Hammer, um einige aufzuschlagen. Die erste war wurmstichig und inwendig hohl; er nahm eine andere, aber sie war auch durchlöchert; eine dritte, eine vierte ebenfalls. Er sahe nun alle Nüsse näher an, und alle waren wurmstichig.

August wurde ein ganz klein wenig roth im Gesichte. „Du kleiner Schadenfroh," sagte er zu Lottchen, „du hast mich schön angeführt! Ich werde mich aber auch sehr hü-

ten, die kostbaren Nüsse zu essen, die du so sorgfältig ausgesucht hast."

Lottchen freuete sich darüber, daß August sich so mäßigen konnte, und lobte ihn deswegen. „Eh' ich wegreiste," sagte sie, „hättest du mir gewiß die Nüsse an den Kopf geworfen." Sie holte ihm nun eine größere Schachtel, voll der schönsten Nüsse, unter welchen keine einzige wurmstichig war.

Anton erzählte seinen kleinen Bekannten, wie August jetzt so ganz anders wäre, und brachte es dahin, daß sie ihn zu ihren Spielen wieder aufnahmen, und sie hatten niemals wieder Ursache, sich über ihn zu beschweren.

Man muß den Scherz nicht zu weit treiben.

Christoph und seine Schwester Natalie standen, beide mit ihren kleinen Gießkannen, und halfen dem Vater Pflanzen begießen. Von Zeit zu Zeit sprützte die schelmische Natalie ihrem Bruder die letzten Tropfen ins Gesicht, die in der Gießkanne waren, und Christoph erwiederte es. Die Kinder schäkerten und lachten, und liefen dabei, und jedes suchte dem andern auszubeugen, um nicht besprützt zu werden.

Nach einer kleinen Weile war Natalie des Spiels müde. „Nun höre auf, lieber Christoph," sagte sie, es gefällt mir nicht mehr."

Christoph hörte nicht auf. Er nahm immer mehr und mehr Wasser in die Gießkanne, und er würde Natalien durchaus naß gemacht haben, wenn er sie mit dem Wasser immer recht getroffen hätte.

Natalie bat und schmeichelte: „Laß es gut seyn, lieber Christoph; ich werde gewiß sonst

böse; du machst mich ja ganz naß." — Christoph kehrte sich nicht daran.

Natalie sahe, daß mit ihm kein besseres Auskommen sey, als wenn sie ganz stille schwiege, bis er von selbst aufhörte. In der That verlor auch Christoph bald die Lust, seine Schwester zu necken, da sie sich ganz ruhig abwischte, wenn ihr Bruder sie besprützt hatte, ohne ein Wort zu sagen.

„Nun will ich dich nur noch einmal besprützen;" sagte Christoph. Er nahm aber die Gießkanne halb voll Wasser, und goß sie Natalien über den Kopf.

„Das war grob, Christoph;" sagte Natalie unwillig, und gieng weg.

Christoph gieng seiner Schwester nach. „Du wirst doch Spaß verstehen, liebe Natalie?" sagte er.

„Das war kein Spaß mehr;" erwiederte sie.

Der Vater, der bisher nicht so genau auf die Kinder gemerkt hatte, fragte jetzt, was sie miteinander hätten? Christoph erzählte aufrichtig, was vorgegangen war, und

bezeigte seine Verwunderung, daß Natalie böse geworden sey.

„Du hast Unrecht,“ sagte hierauf der Vater zu Christophen; „man muß den Spaß nicht weiter treiben, als er dem andern angenehm ist. Du hättest schon da zu sprützen aufhören sollen, als Natalie dich darum bat.“

---

5. Lottchens erster Strumpf.

„Mutter,“ sagte die sechsjährige Lotte, „das Stricken will gar nicht gehen!“

Das kleine Ding hatte den ersten Strumpf zu stricken angefangen, aber sie hatte keine Geduld dabei, und merkte niemals recht auf. Bald ließ sie eine Masche (Auge) fallen, bald verlor sie eine Stricknadel, bald wurden ihr die Hände zu warm, bald war der Faden gerissen, und da sahe man freilich gar nicht, daß der Strumpf zunahm. Da sagte Lotte öfters zu der Mutter: „das Stricken will gar nicht gehen!“

„Es wird schon gehen,“ antwortete die Mutter, „wenn du kleiner Faselhans erst wirst aufmerken lernen, und nicht gleich die Geduld verlierst.“

Lottchen nahm sich zusammen. Carline, ihre älteste Schwester, setzte sich neben ihr hin, half ihr, und strickte mit ihr zusammen. Lottchen verlor die Nadeln immer seltener; es fielen nicht mehr so viele Maschen; die Hände

wurden nicht mehr so oft warm; Lottchen konnte viel länger bem Stricken aushalten; Carline, die fleißig nachsahe, lobte Lottchen immer öfter, daß sie recht ordentlich gestrickt hätte. Der Strumpf nahm sichtbar zu, und in wenigen Wochen war er fertig.

Das war ein ordentliches Fest im Hause. Die Mutter besahe den Strumpf, sie lobte ihn, sie freuete sich darüber, und sie ließ sogar den Vater von seiner Stube herunter holen.

„Was wollt ihr denn von mir?" sagte der Vater, wie er herunter kam, „daß ihr mich so eilig rufen laßt?" — Da wies ihm die Mutter Lottens Strumpf.

„Was?" rief der Vater; „diesen Strumpf hättest du gestrickt? Ich kanns kaum glauben. Der Strumpf ist ja recht hübsch hier unten?"

Lottchen stand schmunzelnd und vergnügt da, und nickte bei den Fragen des Vaters mit dem Köpfchen. Die Mutter versicherte, daß Lottchen den Strumpf gestrickt hätte, bis auf den Haken, wo ihr Karline etwas geholfen habe.

Da freuete sich der Vater. „Das ist schön,“ sagte er; — „was schenk' ich dir doch gleich? willst du etwa ein Band? oder ein Blumenstöckchen? oder ein Bilderbuch? Oder was hättest du gerne?“

Lottchen erbat sich das Bilderbuch, in welchem gar artige Pflanzen, Vögel, Fische und andere Thiere abgebildet waren. Sie ließ sich den zweiten Strumpf anfangen, und strickte eifrig daran; und sie klagte niemals wieder, daß das Stricken nicht gehen wolle.

Die beiden Judenkinder.

„Sollen wir unsere Künste machen? Schöne Künste! Tafelkünste? Oder sollen wir singen und spielen?"

So sagten ein Paar Judenkinder, die bei Herrn Ehrmann in die Stube traten. Es waren ein Knabe und ein Mädchen, zwischen 9 und 10 Jahren.

„Wollt ihr die Stücke sehen?" fragte Herr Ehrmann seine Kinder, und freudig riefen diese: „Ja, gerne Vater, gerne; sey so gut, und laß sie die Kunststücke machen."

Es war eigentlich nur der Knabe, der einige Kunststücke machte. Das Mädchen konnte weiter nichts, als auf einer alten Cither ein wenig kratzen, und mit einer rauhen Stimme dazu singen. Den Kindern von Herrn Ehrmann gefiel das wenig; desto aufmerksamer waren sie bei den Kunststücken des Knaben.

Der Knabe stellte sich mit beiden Händen auf den Boden der Stube, und hob dann den ganzen Leib in die Höhe. Er überschlug

sich alsdann mehreremale mit einer ungemeinen Schnelligkeit. Er bog sich mit dem Kopfe so weit zurück, bis derselbe den Boden erreichte, und stand nun mit Kopf und Füßen zugleich auf dem Boden. Er wollte durch verschiedene wunderliche Bewegungen nachmachen, wie die Vögelchen aus dem Neste gucken; wie der Krebs rückwärts geht, und was dergleichen mehr war.

Bei allen diesen Bewegungen stand das Mädchen immer neben dem Knaben, und ermunterte ihn. „Courage! schön Courage!" rief sie ihm zu. — „Hast's nit recht gemacht;" sprach sie zuweilen, wenn er ein Versehen machte; und wenn seine Bewegungen etwas langsam und unbehülflich waren, so sagte sie: „Hast zu viel gefressen!"

„Wo seyd ihr denn her, Kinder?" fragte sie Herr Ehrmann, nachdem der Knabe mit seinen Künsten fertig war.

„Aus Holland, mein Herr;" war die Antwort.

„Warum seyd ihr nicht da geblieben?"

„ Der Krieg hat uns vertrieben! —
„ Wir sind arme Kinder. — Die Aeltern
„ haben nix mehr."

„ Sind eure Aeltern mit hier? und machen sie auch Künste?"

„ Der Vater ist mit da; er ist im rothen
„ Hirsch; Künste macht er nit. Er han-
„ delt mit Seifenkugeln, mit wohlriechen-
„ der Pomade. Befehlen Sie etwa, mein
„ Herr?"

„ Nein, ich brauche dergleichen nicht. — Aber könnt ihr euch denn überall zurecht finden?"

„ O ja, mein Herr! wir finden uns
„ überall zurecht. Wir sind in große Städt
„ gewesen, und haben uns gefunden."

„ Aber warum nennt ihr denn eure Kunststücke Tafelkünste?

„ Wir wissens nit; man nennt sie so?"

Herr Ehrmann gab den Kindern eine Kleinigkeit, und ließ sie gehen.

„ Würdet ihr auch so vergnügt seyn," fragte nach einer Weile Herr Ehrmann seine Kinder, wenn ihr so umherziehen, und im Wind und Wetter von Haus zu Haus gehen

solltet, ein Paar Pfennige zu verdienen?" — Die Kinder antworteten nicht.

„Ich möchte doch gern ein Paar Seifenkugeln von dem Vater dieser Kinder kaufen. Wer von euch will in den rothen Hirsch gehen, und den Mann herbestellen?" — Keins von den Kindern erbot sich dazu, da sie doch sonst immer sehr willig waren, wenn der Vater etwas auszurichten hatte. „Wir wissen nicht, wo der rothe Hirsch ist!" sagten sie. Der Vater gab ihnen den Rath, sich durch Fragen hinzufinden: aber sie getraueten es sich nicht.

„Seht ihr," sagte der Vater, „da sind die armen Judenkinder doch geschickter; die finden sich recht gut, und sind heute vielleicht zum erstenmale da, und ihr seyd vielleicht älter, als sie."

„Könnt' ich nicht auch solche Kunststücke machen lernen, lieber Vater?" fragte Karl einige Stunden nachher." — Die Kunststücke hatten ihm sehr gefallen.

„Es würde wohl schwer halten," antwortete der Vater; „man muß mit solchen Dingen sehr jung anfangen. Schade, daß wir den

Judenknaben nicht darüber befragt haben. Es würde dir aber auch nichts helfen; lerne dafür nützlichere Dinge. Wenn der arme Junge in seinem Leben nichts bessers lernt, als das, so wird er ein sehr elender Mensch bleiben.

„Vater," sagte Lottchen, „der arme Junge hat mich sehr gedauert. Wenn er nun den ganzen Tag lang die Kunststücke machen muß, ich dächte, der Rücken müßte ihm sehr schmerzen."

„Allerdings," sprach der Vater; „und dann denke auch einmal, wie sehr er der Sachen bis zum Eckel satt bekommen muß, da er sie unaufhörlich machen soll! — Seht," setzte der Vater hinzu, „wie gut ihr es gegen diese armen Kinder habt!"

Man muß sich in die Umstände schicken.

„Man muß sich in die Umstände schicken,“ pflegte Herr Meilenberg zu sagen, wenn etwas anders ging, als er es gewünscht hatte. Seine Kinder, Gottfried, Emilie, und Mariane, wußten nicht recht, wie das gemeint war: aber sie lernten es durch mancherlei Begebenheiten bald genug verstehen.

Es sollte Kirschkalteschaale gegessen werden, und die Kinder freueten sich schon alle darauf, weil es in diesem Jahre die erste war, und weil sie wohl gesehen hatten, wie vielen Zucker die Mutter hineingethan hatte! Mariane lief schon im Hause umher, und rief singend: „Ihr wißt doch nicht, was wir essen; — rath' einmal, Vater; — Milchkalteschaale nicht.“

Gottfried fragte alle Augenblicke, „ob es nicht bald Essenszeit sey, und Emilie wollte von der Mutter wissen, ob sie auch recht viel Kalteschaale gemacht habe.

Der Mittag kam; aber keine Kirschkalteschaale. Der große Kater hatte sich in den Keller geschlichen, in welchem die gekochte Kirschbrühe nebst den Semmelschnitten in einem Napfe erkalten sollte; die Magd hatte den Napf über einen Topf mit Milch gestellt, der Kater hatte die Milch ausgewittert, und um zu derselben zu gelangen, den Napf umgeworfen.

„Ich kann euch heute nicht helfen, Kinder;" sprach die Mutter, und erzählte, was vorgegangen war.

Die Kinder saßen sehr niedergeschlagen da, und Mariane hatte gar ein Thränchen im Auge. Die Mutter tröstete sie damit, daß nächstens eine andere Kirschkalteschaale gemacht werden solle, und der Vater sagte: „Lernt euch in die Umstände schicken."

Den Kindern wollte das schöne Mittagsessen nicht schmecken, welches die Mutter zubereitet hatte; sie bedauerten nur den Verlust der schönen Kalteschaale. „Ich habe mich doch auch auf die Kalteschaale gefreuet;" sagte der Vater, „die Mutter ißt sie auch sehr

gern, aber uns schmeckt deswegen doch das Mittagsbrod; denn wir können uns in die Umstande schicken."

Um die kleinen betrübten Menschen wieder aufzuheitern, versprach der Vater, ihnen auf den Nachmittag eine Freude zu machen. Anfangs schienen sie das gar nicht zu hören; aber nach und nach bezeigten sie doch ein Verlangen, zu wissen, was der Vater meine, und am Ende plagten sie ihn so lange mit ihren Bitten, bis er ihnen sagte, daß er sie zu einer nahgelegenen Schäferei führen, und mit dicker Schaafmilch traktiren wolle.

Da gabs eine neue Freude unter den Kindern, und die Kirschkalteschaale war nun ganz vergessen.

Die Zeit zum Fortgehen kam, die Kinder hatten sich fertig gemacht, und der Vater holte schon seinen Stock: aber es war heute einmal ein unglücklicher Tag für die Kleinen. Es zogen einige Wolken herauf, es fielen ein Paar Regentropfen, es kamen mehrere, und am Ende fiel ein starker Platzregen. Die Kinder

standen in der Hausthüre, sie meinten, es würde vorübergehen, sie gingen auf den Boden, und sahen sich nach dem Wetter um, aber der ganze Himmel umzog sich mit Wolken, und der Vater sagte: für heute sey es nun nichts; sie möchten sich in die Umstände schikken, und morgen sey auch ein Tag.

Das war nun ein großer Jammer, zwei Freuden in Einem Tage zu verlieren; — und doch half alles nichts, sie mußten sich in die Umstände schicken.

Erst gegen den Abend hatten sie sich so weit wieder zufrieden gegeben, daß sie den Vater fragen konnten, ob er sie morgen zu der Schäferei hinführen wolle? und da es der Vater versprach, sich auf morgen freuen konnten.

Die Freude war aber ebenfalls umsonst gewesen. Es regnete zwar am folgenden Tage nicht wieder, aber zum Unglücke hatte die Schäferei keine Milch mehr, sie war alle verkauft. Wehmüthig gingen die Kleinen mit dem Vater wieder zu Hause. „Ach," seufzeten sie, „wenn nur gestern der Regen nicht

gewesen wäre; gestern hat die Frau genug Milch gehabt."

„Kinder," sagte der Vater, „es mußte nicht gerade der Regen seyn, es konnten auch andere Umstände uns hindern. Ihr konntet Besuch bekommen, oder ich, oder es hätte sich unversehens eine Arbeit gefunden, die nicht aufzuschieben war, oder ich hätte einem Nachbar, einem Freunde plötzlich einen Dienst leisten sollen, da hätten wir eben so wenig gehen können."

Mit der Kirschkalteschaale wurde es für dieses Jahr nichts; die Kirschen waren schlecht gerathen, und es waren keine mehr zu haben; und erst nach einer Woche aßen die Kinder Schaafmilch; denn der Vater konnte vieler Abhaltungen wegen sie nicht eher wieder hinführen. Es war ihnen freilich sehr unangenehm, aber sie mußten sich doch in die Umstände schicken.

Einige Geschichten von Thieren.

Ein Mann hatte ein kleines Hündchen, und gewöhnlich auch verschiedene Vögel in seiner Stube, von welchen er ein großer Liebhaber war. Er hielt sich Amseln, Staare, Lerchen, Goldammern und andere Vögel, denen er die Flügel beschnitt, damit sie nicht entkommen konnten.

Das Hündchen und die Vögel schienen, so lange der Mann, oder seine Aufwärterin in der Stube waren, sehr friedlich miteinander zu leben. Der Hund litte es, daß die Vögel ihn zuweilen zaußten; er ließ den Staar in seinen Haaren wühlen, und von der Amsel sich auf die Nase beißen. Die kleinen Thiere waren so dreist, daß sie über den Hund herfielen, wenn er sich unterstand, ihr Freßnäpfchen zu beschnuppern, da sie hingegen sich von ihm nicht vertreiben ließen, wenn sie bei seinem Teller waren.

Aber wenn Mann und Aufwärterinn zuweilen nicht zu Hause waren, dann rächte er sich

nicht selten an den kleinen Geschöpfen; jedoch ohne sie zu beschädigen. Gewöhnlich trug er die Vögel in eine andere Stube, oder auf den Boden, oder in eine Kammer.

Die erstenmale wußten die beiden Leute nicht, wo die Vögel waren, indessen verriethen sich dieselben bald durch ihr Geschrei, sonderlich die Amseln. Sie glaubten anfangs gar nicht, daß der Hund die Vögel fortgetragen hätte, bis sie ihn einmal darüber ertappten, daß er einen Staar forttragen wollte. Er hatte denselben mit dem Maule so behutsam bei beiden Flügeln angefaßt, daß er ihm unmöglich weh thun konnte.

Wie die beiden Leute erst diese Eigenheit des Hundes kannten, so fragten sie ihn, wenn sie zu Hause kamen, und die Vögel vermißten; „wo hast du die Vögel hingethan?" und er lief dann allzeit an den Ort hin, wo sie waren. Oft zeigte er es auch von selbst an, ohne daß man ihn gefragt hatte.

Einmal hatte der Mann zwei Goldammern, die mit dem Hündchen fast in beständigem Kriege lebten, und die er öfters fortzutragen pflegte, und zwar gewöhnlich in den

Holzstall. Eines Tages ging er sowohl, als seine Aufwärterin aus. Die letztere kam zuerst zurück, und der Hund empfing sie mit Winseln, lief ihr dann nach, zupfte sie am Rocke, und gab durch alle Bewegungen zu erkennen, daß er ihr etwas zu verstehen geben wollte. Sie war indessen nicht im Stande, zu errathen, was er eigentlich haben wollte, bis sie bemerkte, daß die beiden Goldammern fehlten. „Hast du sie wieder einmal fortgetragen? sagte sie. Gleich schaffe sie mir wieder!“

Jetzt lief der Hund fröhlich vor ihr her, die Treppe hinab, auf den Hof, und nach dem Holzstall zu. Hier steckten die kleinen Geschöpfe, zwischen einer großen Spalte des Stallpfostens, und waren beinahe todt. Nur mit großer Mühe konnte sie die Frau wieder losmachen, und doch hatte sie der Hund so behutsam eingeklemmt, daß man keine Beschädigung an ihnen gewahr wurde; denn sie waren nachher eben so munter, als vorher.

Ein Herr hatte einen Pudel, der durch einen Zufall so am Beine war beschädigt worden, daß er hinken mußte. Der Herr nahm den Hund, und legte ihn auf sein Sopha, damit er hübsch weich liegen sollte, da sonst sein gewöhnliches Lager, neben dem Ofen auf einer Decke war.

Der Schaden am Fuße des Hundes gab sich wieder, aber der Hund wollte noch immerfort auf dem Sopha liegen. Sein Herr verstattete ihm dieß nicht.

Die nächsten Tage lief der Hund vor dem Hause, im Hofe, und überall umher, ohne daß man eine Spur vom Hinken bemerkte; gegen Abend lag er ruhig in der Stube des untern Stockwerks auf den Dielen; aber sobald sein Herr in die Oberstube hinauf gehen wollte, um sich in der an der Stube gelegenen Kammer zu Bette zu legen, so fing er an, zu hinken, und wenn er in die Stube kam, so sah er nach der Stelle des Sopha's hin, wo er in seiner Krankheit gelegen hatte, sahe dann seinen Herrn an, und wollte auf den Sopha hinaufpringen.

Einigemale erlaubte es ihm der Herr, sich auf den Sopha zu legen, öfters aber nicht, und dann kroch er mit eingezogenem Schwanze nach seiner Decke. Eine lange Zeit blieb der Hund bei der Gewohnheit, des Abends zu hinken, sobald sein Herr zu Bette gehen wollte.

Ein großer schwarzer Hund, der gar nicht in den gewöhnlichen Künsten der Hunde unterrichtet war, war dennoch sehr darinn geschickt, Töpfe mit Fleisch vom Küchenfeuer zu stehlen. Der Herr, dem der Hund angehörte, wohnte im zweiten Stockwerke eines Hauses, da hingegen im untersten Stockwerke die Hausbesitzerin wohnte. Diese konnte gar nicht begreifen, wie es zugehen müsse, daß ihr mehreremale die Töpfe mit Fleisch wegkamen, welche sie ans Feuer gesetzt hatte. Niemand konnte in das Haus hinein, und die Magd, welche im Hause war, war oft zu derselben Zeit verschickt, wenn der Fleischtopf wegkam. Auf den großen schwarzen Hund fiel sie gar nicht — es schien ihr unmöglich, daß dieser einen großen

Topf mit Fleisch wegtragen könnte, zumal, da derselbe oft mitten im Kochen gewesen war, wenn er vermißt wurde.

Durch einen Zufall kam sie aber dahinter, wer der Fleischdieb sey. Da sie aus der Küche in die Stube gegangen war, um etwas zu holen, so sahe sie beim Zurückkommen den Hund, mit dem großen Fleischtopfe in der Schnauze, die Treppe hinaufsteigen. Sie ließ ihn ungestört gehen, um zu wissen, was er weiter damit vornehme, da sie nicht glauben konnte, daß der Hund das Fleisch, so heiß wie es war, auffressen würde. Sie ließ Achtung geben, und es fand sich, daß der Hund klug genug war, den Topf erst zu verstecken, und kalt werden zu lassen, ehe er das Fleisch aus demselben verzehrte.

Seit dieser Zeit nahm sie sich sorgfältig in Acht, die Thür nicht aufzulassen, wenn sie aus der Küche ging, und sie behielt ihr Fleisch.

Ein Hühnerhund, der bei dem Herrn, bei welchem er war, sehr wenig zur Jagd gebraucht wurde, suchte sich auf dem Hofe so gut zu unterhalten, als es anging. Er spielte, und jagte sich vorzüglich mit zwei Möpsen herum, die demselben Herrn angehörten.

Eines Tags nahm er ein kleines, etwa einer halben Elle langes Stöckchen, und warf es mit dem Maule in die Höhe, und fing es wieder. Dieses Spiel hatte ihn einige Minuten belustigt, als es die beiden Möpse gewahr wurden, und ihm das Stöckchen zu nehmen sich bemühten. Nun ließ der Hühnerhund das Stöckchen auf die Erde fallen, und in dem Augenblicke, da einer von den Möpsen zugreifen, und es aufnehmen wollte, sprang er zu, nahm es auf, und lief den Hof einigemale im Kreise herum, und die Möpse verfolgten ihn. Dann legte er, und immer wieder in derselben Gegend des Hofs, wo er vorher mit dem Stöckchen gespielt hatte, dasselbe an die Erde, ohne es erst vorher in die Höhe geschnellt zu haben, legte die Vorderfüße auf die Erde und den Kopf dazwischen, und erwartete in dieser Lage den Augenblick,

wo die Möpse nach dem Stöckchen griffen, und erschnappte es allzeit eher, als sie, lief dann wieder im Hofe herum, und ließ sich von den Möpsen verfolgen.

Auf diese Weise spielten die Hunde über eine halbe Stunde. Die Möpse, die des Laufens nicht so gewohnt waren, wurden eher müde, als der Hühnerhund, und legten sich hin, um auszuruhen. Der Hühnerhund trieb noch einige Minuten das vorige Spiel, warf das Stöckchen in die Höhe, und fing es wieder. Das Stöckchen schien dem Thiere, durch das Vergnügen, das es ihm verschafft hatte, lieb geworden zu seyn; er ließ es nicht etwa gleichgültig auf dem Hofe liegen, sondern trug es in seine Hütte, gleichsam, um es für künftige Fälle aufzubewahren.

Wie klug die Thiere sind, das hat man nicht nöthig, erst aus den Kunststücken abzunehmen, zu welchen sie sich abrichten lassen, sondern man kann es an den meisten Thieren sehr leicht wahrnehmen, die in unserer

Nähe leben; wenn man nur darauf Acht haben will.

Viele Hunde wissen genau, was es zu bedeuten hat, wenn ihre Herren Hut und Stock suchen; sie springen in der Stube umher, wedeln mit dem Schwanze, und geben auf alle Art ihre Freude zu erkennen, indem sie hoffen, mitgenommen zu werden. Es ist sogar nicht selten, daß sie den Weg schon errathen, den ihr Herr nehmen will, und eine große Strecke vorauslaufen.

Der Hund eines Predigers auf dem Lande ließ sich nie einfallen, seinen Herrn begleiten zu wollen, wenn derselbe des Sonntags auf das nahgelegene Dorf ging, wo er zuerst predigen mußte. An der schwarzen Kleidung konnte er nichts errathen; denn der Prediger zog meistentheils einen Ueberrock über dieselbe an, und kam schon fertig angezogen in die Stube hinunter, in welcher sich auch der Hund aufhielt.

Wenn aber der Prediger an einem andern Tage ausging, so ließ sich der Hund fast gar nicht zurücke halten, und oftmals, wenn der Hund beim Weggehen seines Herrn gar

nicht zugegen war, war er schon den Weg vorausgegangen, den sein Herr nachmals nahm.

Eben dieser Prediger besuchte zuweilen einen benachbarten Freund in einem andern Dorfe, dessen Hund fast beständig an der Kette liegen mußte. Dieser verrieth durch seine ungemeine Freude, durch sein Bellen und Winseln, die Ankunft des Predigers. Der Prediger pflegte nämlich den Hund gewöhnlich zu streicheln und zu hätscheln, und ließ ihn auch meistentheils von der Kette los.

Der Hund war nach seiner Art erkenntlich. Wenn der Prediger etwa erst in der Dunkelheit wieder nach Hause ging, so begleitete er denselben bis an sein Haus, dann kehrte er aber allzeit um, ohne ein Verlangen zu bezeigen, mit ins Haus hineinzugehen. Es ist bemerkenswerth, daß sich dieser Hund niemals einfallen ließ, den Prediger begleiten zu wollen, wenn derselbe bei Tage wieder nach Hause ging.

In ältern Zeiten hat man wohl zuweilen von manchen Thieren Dinge erzählt, die fast Jedermann gegenwärtig für erdichtet hält. Besonders gehören hierher mehrere Geschichten von dem Fuchse, und unter andern auch diese, daß er, um sich von den Flöhen zu befreien, einen Büschel Moos ins Maul nehme, alsdann rückwärts sehr langsam ins Wasser gehe, wodurch die Flöhe immer mehr nach dem Kopfe zu getrieben, und endlich sogar, wenn er nun auch den Kopf ins Wasser tauche, genöthigt würden, sich auf den Büschel Moos zu retten, welchen er alsdann plötzlich ins Wasser fallen lasse. Ich habe indessen selbst einen Spitz gekannt, der sich im Sommer auf diese Weise von seinen Flöhen zu reinigen suchte, nur daß er keinen Büschel Moos in die Schnautze nahm, sondern die Flöhe mußten vom Kopfe unmittelbar ins Wasser springen. Es gelang ihm dieses Mittel so gut, daß er meistentheils von diesen Plagethieren befreiet war, wenn er aus dem Wasser kam, und er bediente sich daher desselben öfters.

Ein ganz gemeiner Hund war klug genug, in dem Garten seines Herrn ein Stück zu unterscheiden, welches an einen Nachbar verpachtet war. Niemals ließ er sich einfallen, auf einem Beete, welches seinem Herrn gehörte, herumzulaufen, oder über dasselbe wegzugehen, sondern er suchte allzeit die Wege und Gänge auf. Nur auf dem verpachteten Gartenflecke trug er kein Bedenken, hin und her zu rennen, zu wühlen, und zu scharren, welches er sich doch auf dem dicht daneben liegenden Gartenflecke, welches seinem Herrn gehörte, niemals erlaubte. — Erst nachdem ihm sein Herr seine Unart mehreremale ernstlich verwiesen hatte, unterließ er dieselbe.

Eben dieser Hund war gewohnt, des Nachts in der Stube zu schlafen, neben welcher, in einem kleinen Kabinette, das Bette seines Herrn stand. Ein Stuhl war sein gewöhnliches Lager. Jeden Abend kam er um 10 Uhr, und winselte und schmeichelte so lange an seinem Herrn herum, bis ihm dieser die Erlaubniß durch einen Fingerzeig gab, sich auf den Stuhl zu legen. — Zuweilen geschahe es, daß der Herr schon früher zu Bette war, als

der Hund herauf kam. Dann kam der Hund viel leiser als sonst, schlich sich sachte in die Stube hinein; blieb ein Zeit lang mitten in der Stube stehen; horchte, ob sein Herr schliefe; ging alsdann ans Bette des Herrn, und wenn sich nun dieser stellte, als ob er fest schliefe, so sprang er alsdann erst dreist auf den Stuhl. Des Morgens darauf aber, war er bei der ersten Bewegung, welche sein Herr im Bette machte, sogleich aus der Stube hinaus, ohne wieder zu kommen. Hatte er aber von dem Herrn selbst des Abends die Erlaubniß erhalten, auf dem Stuhl zu schlafen, so kehrte er sich daran gar nicht, wie sehr auch sein Herr des Morgens im Bette unruhig war; ja er blieb sehr oft noch auf dem Stuhle unbesorgt liegen, wenn sein Herr schon aufgestanden war.

Derselbe Hund hat niemals irgend etwas im Hause seines Herrn genascht oder weggenommen; aber in den Häusern anderer Leute war er nicht so gewissenhaft. Er brachte öfters Schinkenstücken, und andere Arten Fleisches mit nach Hause.

Ein Mensch hatte sich zu einer kleinen Reise ein Pf.rd gemiethet, und er war mit demselben so lange zufrieden, bis er an das nächste Dorf kam. Hier blieb das Pferd bei jedem Hause halten, und wenn er es mit unglaublicher Mühe von einem Hause hinweg hatte, so stand es doch bei dem nächsten wieder stille. Der Mann brachte über eine Stunde zu, um durch das Dorf zu kommen.

Hinter dem Dorfe begegnete ihm ein Bekannter, dem er erzählte, wie es ihm mit dem Pferde gehe.

Dieser kannte das Pferd, und wußte, daß es ehedem einem Fleischer angehört hatte. „Gewiß," sagte er, „ist das Pferd noch von seinem ersten Herrn her gewohnt, bei jedem Hause anzuhalten. Sie müssen es einmal versuchen, und müssen, wenn das Pferd im nächsten Dorfe wieder stille hält, schreien wie die Fleischer: „Habt ihr Kälber?" vielleicht gelingt es da besser."

Das Pferd ging wieder lange recht gut, als es auf dem Felde war; sobald es aber ins nachste Dorf kam, ging es um nichts besser, als in dem ersten.

Um sich nicht wieder eine Stunde mit dem Pferde zu quälen, mußte der Mann das vorgeschlagene Mittel versuchen, und es gelang ihm über Erwarten. Er rief: „Habt ihr Kälber?" trieb dann sein Pferd an, und es ging dann willig weiter. Auf diese Weise konnte er denn seine Reise, ohne allzugroßen Zeitverlust, beendigen. Er nahm sich aber in Zukunft sehr in Acht, daß er dieses Pferd nicht wieder bekam, wenn er ausreiten wollte, und warnte alle seine Bekannte vor demselben.

Eine Frau hatte einen sehr schönen, fast ganz gelben großen Kater, auf welchen sie ungemein viel hielt. Er hatte die gute Eigenschaft, nie zu naschen, und wenn ganze Schüsseln voll Fleisch vor ihm gestanden hätten; Milch indessen durfte man nicht stehen lassen. Er lief der Frau fast überall nach, beinahe wie ein Hund, und er war niemals falsch und tückisch gegen das Kind im Hause. Man hatte keinen Fall, daß er dasselbe jemals gekratzt oder gebissen hätte.

War der Kater einmal über einen Milchtopf gerathen, so war es auch gewiß, daß er sich in einigen Tagen nicht wieder sehen ließ. Gewöhnlich kam er erst am dritten Tage wieder, aber nicht sogleich unten ins Haus, wo die Frau wohnte, sondern er stellte sich, wenn er die Frau in der Küche merkte, oben auf die Treppe, und fing ganz kläglich an zu miauen. Erst wenn die Frau zu ihm sagte: „nun, es ist gut; komm nur wieder;" kam er die Treppe herab, aber sehr langsam und ängstlich, und unter beständigem Zuruf der Frau: „komm nur; ich thue dir nichts."

Die Haupteigenschaft aber, um derentwillen dieser Kater der Frau so werth war, war die, daß er die Ratten und Mäuse, mit welchen ihr Haus sehr geplagt war, fleißig tödtete, obwohl sie nie bemerkte, daß er eine davon gefressen hätte. Auch fing derselbe die jungen wilden Kaninchen, welche in dem Walle, an welchem das Haus lag, sehr häufig waren.

Hatte er des Nachts eine gute Jagd gehalten, so konnte es die Frau am andern Morgen sehr leicht wissen. Wenn sie nämlich früh in die Küche kam, um Kaffee zu kochen, so

lagen auf dem Herde alle todt gebissenen Kaninchen, Ratten und Mäuse in einer Reihe hingelegt, und der Kater war ebenfalls in der Küche. Er sprang alsdann auf den Herd hinauf, und wieder herunter; er streichelte sich an die Hand und den Rock der Frau an, und ging an den getödteten Thieren einigemal hin und her.

Gewöhnlich trieb er dieß so lange, bis die Frau ihm einigemale den Rücken streichelte, und ihn lobte. Sie gab ihm auch meistens ein Näpfchen voll Milch für seine treuen Dienste. Sobald er mit dieser fertig war, trug er die Kaninchen, Ratten und Mäuse wieder vom Herde fort, auf den Hof. Die Kaninchen wurden als ein Leckerbissen von ihm aufgezehrt, die Ratten und Mäuse aber blieben liegen.

In der Stube hatte diese Frau den Winter über gewöhnlich einige Rothkehlchen, mit welchen aber der Kater allzeit in gutem Vernehmen lebte. Ein Rothkehlchen, welches nur ein Bein hatte, dem überdem auch die Flügel stark beschnitten waren, hat an zwei Jahre bei der Frau gelebt, und in der ganzen Zeit

hat der Kater keinen einzigen Versuch gemacht, demselben etwas zu leide zu thun. Er litte es sogar, daß der Vogel von seinem Teller fraß, auf seinen Schwanz loshackte, und dicht bei ihm vorbeiging, ohne nur eine Bewegung zu machen.

Wie weit sich Vögel zu verschiedenen Künsten abrichten lassen, davon hat man vor einigen zwanzig Jahren ein Beispiel gesehen. Es reisete damals ein Mann umher mit Kanarienvögeln, welche verschiedene Künste konnten. Die vorzüglichsten waren, daß sie Soldaten vorstellten, und Krieg gegen einander führten. Sie stellten Schildwachen aus, stellten sich gegen einander in Ordnung, und schossen mit kleinen Kanonen auf einander; sie zündeten sogar diese Kanonen mit der brennenden Lunte selbst an. Wenn geschossen war, so stellten sich einige verwundet, und andere ganz todt. Diese und noch verschiedene ähnliche Künste machten sie selbst zu der Zeit, wo sie sonst zu schlagen pflegten, wenn sie sich selbst überlassen sind, nämlich des Abends bei Lichte,

Wie viele Mühe mußte es dem Manne gekostet haben, diese Vögel, deren etwa ein Dutzend seyn mochten, zu diesen Künsten abzurichten?

Wie klug die Sperlinge sind, darüber kann man sehr viele Erfahrungen anstellen.

Ein Mann, der mit einem Stocke beinahe das Staket seines Gartens, aus dem Fenster seiner Wohnstube erreichen konnte, hatte in diesem Garten sehr vielen Besuch von Sperlingen, die ihm manchen Schaden thaten. Besonders waren sie auf den Beeten am häufigsten, die dicht am Staket lagen. Anfangs verscheuchte er sie blos mit der Hand vom Fenster aus, aber dieses Mittel half nur auf einige Tage, dann nahm er den Stock, schlug damit an die Wand des Hauses, und lärmte und rief; dieß half wieder einige Tage: aber alsdann ließen sie sich durch allen Lärm, den er machte, nicht mehr beunruhigen. Sie setzten sich sogar auf die Latten des Stakets, tschirpten, und sahen ihn ganz keck an; denn sie hatten sehr gut bemerkt, daß er sie mit dem Stocke nicht erreichen konnte. Wenn er hingegen

zur Hausthür hinausgehen wollte, um sie zu verscheuchen, so flogen sie beim ersten Knarren der Thüre alle davon.

Besonders arg waren sie über ein Beet her, welches er mit Spinat besäet hatte. Er mußte es mehrere Male besäen, und jedesmal fraßen sie ihm den Saamen wieder weg. Er zog daher zwei lange wollene Faden, in welchen er durch Schleifen Federn eingeschlungen hatte, kreuzweis über das Beet hin. Weil die wollenen Faden von der Witterung bald naß, bald feucht waren, so dreheten sie sich auf und zu, und die Federn, mit welchen der Wind überdieß noch spielte, waren in einer beständigen Bewegung.

Diese Erscheinung war den Sperlingen sehr auffallend, und sie beobachteten dieselbe mehrere Tage, in der Entfernung von einigen Schritten. Dann setzten sie sich dem Beete mit jedem Tage näher; endlich wagte sich ein Sperling an den Rand des Beets, und holte sich, wiewohl sehr schüchtern, einige Spinatkörner, die andern folgten bald nach, und am nächsten Tage kehrten sie sich nicht weiter an Faden und Federn.

Die Hühnersteige.

Immer hatte die kleine Cecilie etwas zu klettern und zu ſteigen, und gleichwohl konnte ſie mit ihrem Fuſse, welcher in einer Krankheit ein groſses Geſchwür gehabt hatte, noch nicht wieder völlig gut gehen.

Die Mutter warnte sie öfters. „Laſs das Klettern, liebes Kind!" sagte sie zu Cecilien; „du könnteſt einen argen Fall thun:" aber Cecilie vergaſs diese Warnungen im nächſten Augenblicke wieder.

Eines Abends ſtand sie auf dem Hofe, und sahe den Hühnern zu, die eben zu Neſte gingen. Langsam ging der Hahn die Steige hinauf, die an das Hühnerhaus angelegt war, und die Hühner folgten ihm eben so langsam nach. — „Sieh, nun will ich auch aufs Hühnerhaus gehen," sprach Cecilie zu ihrer Schweſter, welche mit ihr auf dem Hofe war; „ich will auch ein Huhn seyn."

Die Schweſter wollte Cecilien von ihrem Vorsatze abbringen; ſie ſtellte ihr vor, wie

leicht sie Schaden nehmen, wie leicht die schwache Steige brechen, oder sie, wenn sie oben wäre, herunter fallen könnte, indem nichts zum Anhalten da wäre, aber es war vergebens.

Cecilie kletterte die Steige hinauf. — Sie fühlte wohl bei den ersten Stufen, daſs die Steige wackelte, aber sie achtete auch darauf nicht.

Drei Stufen war sie hinauf gekommen, als die Steige, welche oben nicht befestigt, sondern nur angelehnt war, umschlug, und Cecilie einen starken Fall that. Zum Unglücke war unten Steinpflaster, und Kopf, Arme und Knie waren sehr beschunden.

Cecilie erhob ein gewaltiges Geschrei. — Der Vater hörte es — er sahe zum Fenster hinaus, und erblickte seine Tochter auf dem Hofe, und die Schwester neben ihr, um sie aufzurichten. Er sprang hurtig hin, nahm das Mädchen, trug es hinein, und band ihr Wasser und Weinessig auf die beschädigten Stellen.

Wie die Mutter, welche eine ihrer Freundinnen besucht hatte, wieder zu Hause kam,

da fand sie Cecilien in der Stube ganz still auf einem Stühlchen sitzen, mit verbundenem Kopf und Armen. Das Mädchen fing bei der Ankunft der Mutter aufs neue an zu weinen, und erzählte ihr ihren Unfall, und klagte, daſs ihr die beschundenen Stellen heftig schmerzten.

„Eigentlich bist du nicht zu bedauern,“ sagte die Mutter; „denn du bist oft gewarnt worden. Sey zufrieden, daſs es nicht schlimmer geworden ist!“

Wenn künftig Cecilie die Warnungen der Mutter vergessen wollte, so rief ihr diese zu: „denk an die Hühnersteige!“

Die geschenkten Spielsachen.

Noch spät am Abend hatte der kleine fünfjährige Heinrich vor der Hausthüre mit Carln, dem Sohne des Nachbars, gespielt. Er hatte seine Hunde und Pferde mit vor der Thüre, und einen Wagen, auf welchem ein Jäger war, mit Hirschen und Haasen. Die Kinder spielten vergnügt zusammen, bis Carl zu Hause ging. Heinrich schlenderte noch ein wenig vor der Hausthüre umher, sprach noch mit einigen Kindern aus der Nachbarschaft, und ging nun auch in seine Wohnung, weil es schon anfing, dunkel zu werden, aber er vergaſs sein Spielzeug mitzunehmen. Es blieb drauſsen auf dem groſsen Steine liegen, der vor dem Hause war.

Wie Heinrich am andern Morgen angezogen war, so suchte er seinen Wagen mit dem Jäger und den Hirschen; — der Wagen war nicht da. Jetzt besann er sich, daſs er ihn, nebst den andern Spielsachen auf dem Steine habe liegen laſsen. Ich will sie mir wieder

herein holen, dachte er, und ging hinaus. Aber da war nichts mehr zu holen; — der Stein war leer; weder der Jäger auf dem Wagen, noch die Pferde und Hunde waren da.

Traurig sahe Heinrich den Stein an, und fing dann an zu weinen. Carl, der aus seinem Fenster sahe, fragte ihn: „was fehlt dir denn, lieber Heinrich? warum weinst du denn?“

Vor Schluchzen konnte der arme Junge es kaum herausbringen. — „Ach,“ rief er, — „mein schöner Wagen — — meine hübschen Pferde, — — sind — — sind alle — — fort.“

„Hast du sie denn gestern Abend nicht mit hineingenommen?“ fragte Carl weiter.

„Nein, — — nein, — — ich hatte es vergessen;“ war die Antwort. Carl wollte seinem lieben kleinen Nachbar zureden, aber der arme Heinrich weinte um so mehr, und Carl wurde selbst mit betrübt, und bedauerte seinen kleinen Freund sehr.

„Ach, wenn ich dir nur helfen könnte!“ sagte Carl, nach einigen Augenblicken. — Plötzlich sprang er fort: „warte doch ein

Bischen," rief er Heinrichen zu, „ich bin gleich wieder bei dir."

Carl ging zu seiner Mutter, er erzählte ihr, was dem armen Heinrich begegnet sey; „Mutter," sagte er, „der arme Heinrich ist sehr traurig, — am meisten dauert ihn der Wagen mit dem Jäger; er spielte am liebsten damit."

„Das ist freilich betrübt," antwortete die Mutter, „aber wir können ihm nicht helfen!"

„O doch, Mutter," sprach Heinrich; „weisst du wohl, dass mir der Onkel einmal einen Wagen geschenkt hat, der eben so war, wie Heinrichs seiner. Du hast ihn damals weggeschlossen."

Die Mutter besann sich. — „Es ist wahr," sagte sie dann, „der Wagen muss noch da seyn. — Aber, was willst du denn damit machen? willst du ihn etwa Heinrichen geben?"

„Ja," antwortete Carl freundlich, „wenn ich darf, Mutter; — der arme Heinrich weint gar zu sehr. Und wenn du es erlaubst, so nehm ich ihm auch ein Paar von meinen Pferden und Hunden mit."

„Thue das," sprach die Mutter; — „aber es wird dich doch hinterher auch nicht gereuen?"

„O nein; gewiſs nicht, Mutter;" sagte Carl.

Der Wagen fand ſich gleich; Carl nahm einige Pferde und Hunde dazu, und nun sprang er fröhlich zu Heinrichen hin.

Heinrich machte groſse Augen, wie Carl mit den schönen Sachen kam: — er hörte auf einen Augenblick zu weinen auf, — aber dann weinte er wieder deſto mehr: „ach," rief er, „mein Wagen war faſt eben so schön!"

„Aber" fragte Carl, „wenn ich dir dieſen Wagen und dieſe Pferde und Hunde schenke, willſt du auch dann nicht mehr weinen?"

„O du wirſt ſie mir nicht schenken!" antwortete Heinrich.

„O ja, ich will ſie dir wohl schenken," sprach Carl; „nimm ſie nur, und weine nicht mehr!"

Heinrich wuſste nicht, wie ihm geschah. Er nahm die Spielsachen, aber er konnte doch nicht wieder sogleich vergnügt seyn; indeſſen fand ſich das bald wieder; der Schmerz wurde vergeſſen, und er spielte nach einigen Minuten wieder eben so fröhlich, wie geſtern.

Immer hatte Heinrich seinen Carl sehr lieb gehabt; — die beiden Knaben waren faſt in einem Alter; ſie waren zusammen aufgewachsen, und hatten immer miteinander gespielt; aber seit dieser Zeit war es ihm, als hätte er Carln noch viel lieber. Er wollte faſt nur mit Carln allein spielen; er ging nicht gern spazieren, ohne daſs Carl mitging, und er war nur halb so vergnügt, als sonſt, wenn Carl zu Hause bleiben muſste.

Carl wurde nach einiger Zeit krank, und muſste im Bette liegen bleiben, aber Heinrich war faſt beſtändig bei ihm. Mit dem früheſten Morgen ging er zu ihm, und am späten Abend kam er oft erſt wieder zu Hause. „ Iſt dir jetzt ein wenig beſſer?“

fragte Heinrich von Zeit zu Zeit, und er freute sich sehr, wenn Carl sagte, daſs ihm etwas beſſer sey. — Er bat ihn, fleiſsig einzunehmen, er erinnerte ihn daran, er trug ihm alles zu, was er verlangte.

Heinrich und Carl wurden gröſser und älter, aber ſie hörten ſich nie auf zu lieben, und überall, wo man ſie nur kannte, hieſsen ſie: „die beiden treuen Freunde."

„Ach," sagte Heinrich einmal zu Carln, „wenn ſich alle Menschen so lieb hätten, wie wir, so würde keiner dem andern etwas zu Leide thun."

Der nackte Sperling.

Eines Tages war Carline auf dem Hofe und spielte, da bewegte sich etwas nicht weit von ihr. Wie sie näher hinzukam, sahe sie, daſs es ein kleiner noch ganz junger Sperling war. Das kleine Geschöpf war noch ganz nackt, und nur an einigen wenigen Stellen zeigten sich die Spuren von Federn, die hervorkommen wollten.

Carline nahm das hülflose Thier auf, und rief den Vater. „Vater sieh, sagte sie, „da hab' ich einen nackten kleinen Sperling auf dem Hofe gefunden; was mach ich mit ihm? — Und wie muſs er denn nur auf den Hof gekommen seyn?"

Der Vater lieſs sich die Stelle auf dem Hofe zeigen, wo sie das Vögelchen gefunden hatte: er sahe in die Höhe, und entdeckte, daſs oben, fast in der Spitze des Dachs ein Sperlingsnest war. „Sicherlich," sagte er, „ist er aus dem Neste gefallen, und wenn hier unten nicht so viel Stroh gelegen hätte, so

würde er ganz zerschmettert seyn. — „Aber was du mit dem armen Thiere machen wirſt,“ fuhr der Vater fort, „das weiſs ich in der That nicht. Auffüttern wird es ſich ſchwerlich laſſen!“

„Ach, Vater,“ antwortete Carline, „da muſs es ja gar verhungern. — Könnteſt du es denn nicht wieder in ſein Neſt ſetzen?“

„Kind,“ ſprach der Vater, „du ſieheſt, wie hoch das iſt, und niemand hat hier eine Leiter, welche ſo weit hinauf reichte. Wir müſſen verſuchen, ob es ſich auffüttern läſst.“

Es wurden gleich Anſtalten gemacht. Carline holte die weichſten Betten aus der Wiege, in welcher ihre Puppe ſchlief, und ſteckte das nackte Vögelchen hinein, welches auch gern darinn ſitzen blieb; es wurden Semmel in Milch und kleine Saamenkörner in Waſſer eingeweicht, und eine Federſpule wurde zugeſchnitten, um den kleinen hülfloſen Gaſt damit zu füttern.

Das Thierchen ſperrte den kleinen Schnabel auf, lieſs ſich das Futter geben, und ſchluckte es glücklich hinter. Nun, da es einmal gefreſſen hatte, hoffte Carline, das Thier-

chen wohl zu erhalten. Sie liefs fich von dem Vater sagen, wie oft es daffelbe des Tags werde füttern müffen, und wie viel auf jedesmal? und fie hielt die pünklichfte Ordnung. Das Thierchen frafs und wuchs, und bekam in wenigen Tagen Federn.

Nach und nach lernte der Sperling allein freffen. Jetzt machte ihm Carline ein weiches Neft aus Stroh und Federn, und fteckte ihn mit dem Nefte in einen Bauer, deffen Thüre aber auf war. Ein kleines Näpfchen zum Saufen und ein kleines Käftchen mit Futter, wurden ebenfalls hineingeftellt.

Der Sperling wurde völlig grofs, und wohnte gern in dem Nefte des Bauers, und schlief des Nachts in demselben. Am Tage flog er frei in der Stube umher, und scheute fich vor niemand: aber mit Carlinen that er sogar bekannt; er flog auf ihren Kopf, er setzte fich auf ihren Schoos, und wenn fie an dem Tische safs, und las oder schrieb, so hüpfte er unbesorgt vor ihr herum, pickte in den hingehaltenen Finger, liefs sich mit dem Finger ftreicheln, und sogar fich greifen. Dadurch wurde der Vogel Carlinen sehr lieb.

Den ganzen Winter über blieb der Vogel bei Carlinen. Wie nun das Frühjahr kam, und die Tage wieder wärmer und länger wurden, da lebten auch die Sperlinge draussen wieder auf, und zirpten und zwitscherten. Der Sperling in der Stube hörte das, er schien immer aufmerksamer darauf zu werden; er flog ans Fenster, die andern Sperlinge zu suchen, und zirpte ebenfalls, aber, wie es Carlinen vorkam, nicht so lustig, als die, welche im Freien waren. In der That war der Vogel lange nicht mehr so munter, als sonst. „Was mag ihm nur fehlen?“ fragte Carline; „er frisst und säuft nicht mehr, wie sonst.“ —

„Ihm fehlt viel, liebes Kind,“ antwortete ihr die Mutter. „Er ist hier einsam, und hört die andern draußen lustig zwitschern. Da wird das Verlangen nach ihnen rege; er möchte gern bei seines Gleichen seyn, und mit ihnen überall umherfliegen; — dann erst wäre ihm wohl.“

Carline hatte genau gemerkt, was die Mutter sagte. Sie wartete einen Tag, und noch einen, ob ihr Sperling nicht wieder so lustig

werden würde, wie zuvor, aber er wurde es nicht; Stunden lang safs er am Fenster ganz still auf einem Orte, dann und wann zirpte er einmal ganz kläglich, und nur dann regte er sich lebhafter, wenn er einen andern Sperling fliegen sah.

„Mutter," sagte jetzt Carline; „ich will den Sperling heraus lassen; er sehnt sich gar zu sehr nach den andern, und will nicht wieder froh werden."

„Läſſeſt du ihn auch gerne weg?" fragte die Mutter.

„Nicht recht gerne," antwortete Carline; „er ist mir so lieb, weil ich ihn aufgefüttert habe; aber ehe er sich grämen soll, will ich ihn lieber frei lassen."

Carline eröffnete das Fenster, an welchem der Sperling seit einiger Zeit immer gesessen hatte. Der Vogel fühlte die freie Luft, er hielt den Kopf in die Höhe, und flog nach einigen Augenblicken auf den Rahmen des Fensters. Hier sahe er sich erst eine lange Zeit um, und schien gar nicht begreifen zu können, wo er wäre; — dann flog er fort.

„Nun ist er fort, Mutter," sagte Carline, die ihm nachgesehen hatte, und hatte eine kleine Thräne im Auge.

„Nun wird ihm auch wieder wohl seyn," antwortete die Mutter, „und wenn er ein Mensch wäre, so würde er dir für seine Freiheit danken."

Die kranke Mutter.

Frau Gutfeld war in einer Nacht plötzlich krank geworden; ſie hatte einen heftigen Kopfſchmerz, empfand einen unerträglichen Durſt, den ſie mit allem Trinken nicht ſtillen konnte, und hatte abwechselnd groſse Hitze, bald so ſtarken Froſt, daſs ſie mit den Zähnen klapperte.

Wie ihre Kinder am Morgen aufſtanden, und in die Stube traten, wie wunderten ſie ſich, die gute Mutter im Bette zu finden, und vor dem Bette den Arzt zu sehen, der nach allem fragte, was die Krankheit anging!

„Biſt du denn krank, liebe Mutter?“ fragte Elise, die älteſte Tochter der Frau Gutfeld, und die Mutter nickte, ſtatt der Antwort mit dem Kopfe.

Der Arzt verordnete einen Trank, den Frau Gutfeld einnehmen sollte. Bei seinem Weggehen sagte er zu den Kindern, daſs ſie ja ſtille seyn, und keinen Lärm und Getöse machen möchten; denn das alles würde sonſt

der Mutter empfindlich seyn, weil ſie ſtarkes Kopfweh hätte.

„Ach, wir wollen gerne ſtille seyn,“ sprach Elise, „wenn die Mutter nur wieder gesund wird!“ — „Ich will mein Steckenpferd und meine Trommel wegſtellen, wills gleich in die Kammer thun,“ sagte Alexander; und die kleine Marie sprach: „ich will gewiſs nicht lärmen!“

Die Krankheit der guten Mutter dauerte einige Wochen. In dieser Zeit lernten die Kinder einsehen, wie nöthig ihnen die Mutter sey, woran ſie vorher kaum gedacht hatten. Da saſsen Elise, Alexander und Marie oft den ganzen Vormittag, ehe ſie ordentlich angezogen wurden; denn der Vater hatte oft nothwendige Geschäfte auſserhalb des Hauses, und die Magd war ebenfalls mit Arbeiten beschäftigt, die ſich nicht aufschieben lieſsen; — das Frühſtück, das Mittagsbrod, und das Abendeſſen kamen selten zu rechter Zeit auf den Tisch; denn niemand wuſste alles so gut anzuordnen und einzurichten, wie die Mutter; niemand wuſste so genau, wo jede Sache aufgehoben war, und im ganzen Hause war ei-

ne Unordnung, und eine Unruhe, welche alle bemerkten; — selbſt der Vater war nicht im Stande, das zu verhüten, so sehr er ſich auch um alles bekümmerte; und überdem war er auch so traurig und niedergeschlagen.

Wenn die Kinder sonſt etwas haben oder etwas wiſſen wollten, so wandten ſie ſich gleich an die Mutter, aber an wen ſollten ſie ſich jetzt wenden? Der Vater hatte entweder für die Mutter zu sorgen, oder mit seinen andern Arbeiten zu thun, und die Magd nahm ſich ihrer sehr wenig an.

Da wünschten nun die Kinder herzlich, daſs die Mutter bald, bald wieder gesund werden möchte. Elise schlich an das Bette, und fragte leise: „was machſt du, Mutter?“ Alexander saſs ganze Stunden auf einem Orte ganz ſtille, und Marie nahm ihr Stühlchen, trug es ans Bette der Mutter hin, setzte ſich darauf, und legte ihr Köpfchen auf das Bette, und fragte: „Stehſt du bald wieder auf, liebe Mutter?“

Die Mutter konnte nur wenig antworten, so schwach war ſie. — ſie ſtreichelte und lieb-

kosete die Kinder mit ihrer matten Hand, und sahe ſie traurig an.

Eines Tages war die Mutter kränker, als ſonſt; der Vater war viel betrübter, und der Arzt hatte bedenklich den Kopf geſchüttelt. Da lieſs Frau Gutfeld alle ihre Kinder ans Bette kommen, und ſagte mit ſchwacher und oft unterbrochener Stimme:

„Kinder, ich werde vielleicht ſterben, und dann wird euch keiner wieder ſo lieb haben, wie ich; ausgenommen der Vater. Ach! ſeyd doch ja hübſch folgſam, und lernt alles Gute, und thut niemals etwas Böſes — und denkt fleiſsig an Gott, der nur die guten Menſchen lieb haben kann. Verſprecht mir das, Kinder!"

Die Mutter ſtreckte ihre Hand aus, indem ſie das ſagte, — und die Kinder beugten ſich über die Hand der Mutter wehmüthig nieder, benetzten die liebe Hand, die ſie ſo oft gepflegt und gewartet hatte, mit ihren heiſsen Thränen, und konnten vor lautem Schluchzen kein Wort ſagen.

Viel trauriger, als die übrigen Tage, ging dieſer Tag den Kindern vorüber. Mehreremale

kam der Arzt, befühlte den Puls, fragte, ob ſich etwas geändert hätte in der Krankheit, und ſagte weiter nichts, und der Vater kam faſt keinen Augenblick von dem Bette der Mutter weg; auch die folgende ganze Nacht wachte er an ihrem Bette.

Dieſs war die glückliche Nacht, in welcher die Krankheit der Mutter nachlieſs. Erſt hatte ſie einige Stunden in dem heftigſten Schweiſse gelegen, dann war ſie eingeschlafen, und ſchlief bis an den Morgen. Die Kinder waren ſchon früh um ihr Bette verſammelt, und warteten auf den Augenblick ihres Erwachens; — der Vater hatte ihnen weiter nichts ſagen können, als daſs die Mutter gut und ruhig geſchlafen habe.

Die Mutter erwachte. „Wie iſt dir, Mutter?“ fragten Vater und Kinder zugleich. „Gottlob,“ antwortete die Mutter, „Gottlob, ich habe ſchön geſchlafen; mir iſt um vieles beſſer!“

Das war der erſte fröhliche Tag, nach ſo vielen traurigen. Der Vater ſahe heiter aus; die Mutter ſprach mehr; der Arzt ſagte, wie er kam, „nun denk ich, ſoll alles gut ge-

hen; die Kinder sprachen schon lauter mit einander, und die Todtenstille, die in dem Hause bisher gewesen war, hörte auf.

Mit jedem Tage wurde die Mutter sichtbar stärker und vergnügter, und wie sie zum erstenmale wieder aus dem Bette ging, was hatten da alle für eine Freude! Vater und Mutter und Kinder schienen einander tausendmal lieber zu haben, als vorher. — Nun kam wieder Ordnung und Fröhlichkeit in das Haus, und die Kinder safsen von jetzt an, nie mehr so stumm und traurig, als bisher.

Die Uebung macht alles leicht.

Herr Eberhard hatte seinem kleinen Sohne, Hennig, zum Erstenmale ein Schreibebuch gemacht. „Es ist Zeit, mein Sohn, sagte der Vater, daſs du schreiben lernst.“

Der Vater zeigte dem Kleinen, was er zu beobachten hätte, lieſs ihn in seiner Gegenwart einige Züge und Buchstaben machen, half ihm zurecht, und führte ihm einigemale die Hand. „Nun,“ sprach der Vater, „nun muſst du suchen, allein fertig zu werden — ich habe nicht immer Zeit, neben dir zu stehen!“

Hennig setzte sich hin: — aber es wollte nicht gehen. — Bald wollte die Feder gar nicht schreiben, bald beschmierte sie das Buch, bald wollte das Buch nicht fest liegen, und wenn es an dem allen nicht lag, so wollte es doch durchaus nicht gelingen.

„Vater, es will nicht gehen,“ rief Hennig, „ich kann das noch nicht!“

„Eben darum, du Närrchen; sollst du es ja lernen, antwortete der Vater. Ich will dir zwar gern helfen, wenn du nicht allein zurecht kommen kannst: aber deine eigene Uebung muss doch das beste thun.“

Der Vater half wieder einigermaßen, und nun musste Hennig wieder alleine schreiben. Einige Buchstaben gelangen, aber dann wollte kein einziger mehr recht gelingen.

„Vater,“ sagte Hennig wieder, „es wird mir gar zu schwer, es will mir nichts gelingen!“

„Es ist keinem im Anfange besser gegangen,“ erwiederte der Vater; „es ist uns allen sauer geworden. Aber wenn du nur die Lust nicht verlierst, so wird es bald anders werden.“

Der Vater redete dem Kleinen zu, er ermunterte ihn, und er half ihm, wo es nöthig war. Freilich seufzte und klagte der Kleine noch öfters, aber mit jedem Tage wurde doch das seltener; er freuete sich, wenn ihm einige Buchstaben gut gelungen waren, und der Vaer das Schreibebuch dann besahe, und sag-

te: „schön! schön! das haſt du gut gemacht, lieber Hennig!“

Nach einigen Wochen dachte Hennig nicht mehr daran, daſs das Schreiben schwer ſey. Wenn der Vater ihm einen neuen Buchſtaben vorgeschrieben hatte, und er konnte denselben nicht sogleich treffen, so lieſs er ſich ihn noch ein oder zweimal zeigen, und dann brachte er ihn meiſtentheils heraus.

Wenn jetzt der Vater einmal das Vorschreiben vergeſſen hatte, oder vor manchen andern Arbeiten nicht gleich hatte dazu kommen können, so erinnerte ihn Hennig — Hennig schrieb jetzt recht gern.

„Siehſt du, Hennig,“ sagte der Vater dann zu ihm, „was die Uebung thut; — — wenn dir künftig etwas schwer vorkommt, so denke nur, wie dir es mit dem Schreiben gegangen iſt, und übe dich; durch Uebung wird zuletzt auch das Schwerſte leicht.“

Die Messe.

Schon lange hatten Herr Müllers Kinder gewünscht, eine Messe zu sehen, und der Vater hatte ihnen versprochen, sie einmal mitzunehmen, wenn es gut angehen würde; und das nächstemal, da er auf die Messe reisete, war er schon im Stande, sein Wort zu halten.

Die Kinder hatten sich wunderliche Vorstellungen von einer Messe gemacht, und waren, bis zu ihrer Ankunft auf derselben, nur damit beschäftigt, an die Menschen und unbekannten Dinge zu denken, die sie etwa sehen würden.

Je näher sie auf dem Hinwege der Stadt kamen, in welcher die Messe gehalten wurde, um desto mehr wurde ihre Neugier gespannt. Es begegneten ihnen immer mehr und mehr Menschen, mit Bündeln und Päcken auf dem Rücken, welche von der Messe zurückkamen, oder erst dahin gingen, und es wurden die Strassen immer lebhafter durch die

Kutschen und Wagen, welche zur Meſſe fuhren, oder schon dort gewesen waren. So groſse Wagen mit so vielen Pferden hatten ſie noch niemals gesehen; — es waren manche mit 6 und 8 und 10 Pferden bespannt.

Unter andern wunderten ſich Ludwig über einen Wagen, der mit 6 ſtarken Pferden bespannt war, und nur sehr wenig aufgeladen hatte, und doch faſt langsamer fuhr, als die andern. „Das müſſen faule Pferde seyn!“ rief Ludwig aus; „die haben gar nichts zu ziehen, und gehen nicht einmal so schnell, als die übrigen.“

„Ei, warum denn faule?“ fragte der Vater; „meinſt du denn, daſs ſie nicht eben so schwer zu ziehen haben, als die andern?“

Ludwig meinte, das könnte gar nicht möglich seyn, die andern hätten den Wagen bis oben voll, und bei diesen wäre der Wagen nur unten ein Bischen beladen.

„Das wird ſich zeigen,“ antwortete der Vater; „wir wollen doch den Fuhrmann fragen.“ — „Was hat Er denn geladen, guter Freund?“ fragte der Vater den Fuhrmann. „Eisenwaaren;“ war die Antwort.

Ludwig schämte sich ein wenig, dass er nicht gleich darauf gefallen war, dass der Mann sehr schwere Sachen geladen haben müsste.

Ehe sie an die Stadt kamen, wurden sie noch von verschiedenen armen Menschen angebettelt. Unter diesen war ein unglücklicher Krüppel, dem beide Füsse fehlten.

„Ach, der arme Mensch!“ riefen die Kinder; und besonders bedauerte ihn Carline. Aber sie wunderte sich noch mehr, wie schnell derselbe mit seinen Händen der Kutsche nachkommen konnte, die doch gar nicht langsam fuhr, da er bemerkte, dass man ihm eine Gabe geben wollte. „Wie ist das möglich?“ rief Carline; „der Mann läuft mit seinen Händen fast hurtiger, als ich mit meinen Füssen.“

„Lerne daran,“ erwiederte der Vater, „wie weit man es durch Uebung bringen kann!“

Nach wenigen Minuten kamen sie in der Stadt an. — Es war den Kindern ganz sonderbar zu Muthe, wie sie ausstiegen aus dem Wagen, und das Gewühl der vielen Menschen ansahen, das Drängen von ganzen

Haufen Volks, und die künstliche Art, mit welcher andere auszubeugen, oder sich durchzuwinden wußten, und das Rufen und Schreien der Fuhrleute und Träger, das Rasseln der Wagen und Kutschen hörten, und allenthalben alles lebendig und in Bewegung fanden. Die kleinen Leute, die aus ihrem stillen Landstädtchen kamen, waren von dem allen ganz betäubt, und wiewohl sie sonst ziemlich beherzt waren, so liessen sie hier doch den Vater nicht aus den Augen, und hielten sich dicht an ihm an, um ihn in dem Gedränge nicht zu verlieren.

In der ersten Stunde sahen und hörten die Kinder nur. Es waren so vielerlei Dinge da, die sie noch nie gesehen hatten, so vielerlei Menschen mit wunderbaren Trachten und Bärten; und es ging alles so schnell vor ihnen vorüber, daß sie keinen einzigen Gegenstand so lange betrachten konnten, als sie gewünscht hätten. Sie wußten nicht, was sie eigentlich ansehen sollten, und sie vergaßen sogar, den Vater über irgend etwas zu fragen.

Erst nach und nach, wie sich die erste Betäubung ein wenig verloren hatte, wurde ihnen alles deutlicher und heller, und nun wurde auch der Vater mit mancherlei Fragen bestürmt, die er ihnen theils gleich beantwortete, theils nachher zu beantworten versprach.

Die meisten Strafsen wurden durchgegangen. — Sie schienen aus lauter Buden zu bestehen, und auf den grofsen und freien Pläzzen schlofs sich ebenfalls Bude an Bude an. Hier waren in einer Bude die feinsten Zuckerwaaren von Conditoreien und Pfefferkuchen aller Art; dort waren ganze Reihen von Buden, voll von Eisenwaaren, von Tüchern, von baumwollenen und seidenen Zeugen, von Bändern; dort standen alle Arten der schönsten und reinsten Glaswaaren, grofse Spiegel, noch eins so grofs, als die Kinder; da wieder fanden sie lauter Leinwand, weifse und gewürfelte, oder gestreifte, Lederwaaren, Holzwaaren und viele andere Dinge.

Die Kinder waren ganz bezaubert von allen den Herrlichkeiten. „Vater,“ sagten sie, da sie mit ihm auf seiner Stube, die er sich in

einem Gasthofe hatte geben lassen, allein waren, und frühstückten, „Vater, das sind gewaltig viele Waaren! Sollte man es doch nicht glauben, daſs so viele Sachen gemacht werden könnten!"

„Und doch," antwortete der Vater, „habt ihr wahrscheinlich wohl nur den kleinern Theil der Waaren gesehen!"

„Ja," sagte Carline, „die sind aber doch nicht hier, die sind in andern Städten."

„O nein, hier in dieser Stadt," erwiederte der Vater. — Das schien den Kindern unglaublich, aber der Vater gab ihnen die Versicherung, daſs sie sich nachher selbst davon überzeugen würden, wenn er sie noch einmal durch die vorzüglichsten Straſsen führen würde.

„Aber nun sag uns auch, Vater," fing Carl an, „wer die wunderlichen Leute waren, deren Kleider fast wie Schlafröcke aussahen, und hatten närrische Mützen auf; manche hatten auch gelbe Pantoffeln an, manche aber hatten gröſsere Bärte, und rauche Müzzen und Stiefeln, und sahen recht schmutzig aus."

„Das ſind alles Leute,“ antwortete der Vater, „die weit herkommen, und hier Waaren zum Verkauf herbringen, und andere dagegen wieder einkaufen, und in ihre Heimath mitnehmen. Die schmutzigen, die du meinſt, ſind Juden, die aus einem Lande kommen, welches sonſt Pohlen hieſs, und daher heiſsen ſie noch pohlnische Juden, und die andern ſind Leute aus der Türkei, Griechenland und Siebenbürgen.“

Ludwig meinte, wenn ſich einer von diesen Leuten in ihrem Städtchen sehen lieſse, so würden ihm alle Leute nachsehen, und hier hätte er gar nicht bemerkt, daſs ſich jemand über dieselben gewundert hätte.

„Das iſt leicht zu errathen, warum man hier ſich nicht über die Trachten dieser Leute wundert: man ſieht ſie so oft, und da Menschen aus verschiedenen Ländern hieher auf die Messe kommen, so gewöhnt man ſich an alle Trachten.

Der Vater machte nun einen zweiten Gang, und die Kinder waren sehr begierig, wo die übrigen Waaren noch seyn sollten, von welchen der Vater gesagt hatte. Sie erstaunten, als sie jetzt der Vater hinter den Buden wegführte, — denn vorher war er mit ihnen mitten auf den Strassen, zwischen den beiden Reihen Buden hindurch gegangen — und nun Gewölbe an Gewölbe fanden, in welchen eine Menge Leute beschäftigt waren, mancherlei Waaren aus- und einzupacken, zu kaufen und zu verkaufen. Alle Arten von Waaren, welche die Kinder nur kannten, fanden sich hier in grosse Menge, und darunter gerade die kostbarsten, von denen sie vorher in den Buden nichts wahrgenommen hatten; Gold- und Silberarbeiten, sehr feine Stahlwaaren, kostbare in Gold eingefasste Steine, Uhren von mannigfaltiger Verschiedenheit, Dosen, Ringe u. dgl. mehr.

„Tausend! tausend!“ sagte Ludwig einigemale ganz still vor sich hin, „das sind herrliche Sachen!“ —

Nun glaubten es die Kinder, dass sie vorher die wenigsten Waaren gesehen hätten.

„Aber, Vater! wie ist das nur zugegangen," fragte Carline, „daſs wir vorhin davon nichts wahrgenommen haben?"

„Natürlich genug," antwortete dieser; „ihr hattet eure Augen auf die Buden; wenn wir jetzt wieder durch die Straſsen gingen, so würdet ihr die Gewölbe so gut bemerken, als ich vorhin."

„Vorgesehn! vorgesehn!" schrie auf einmal der Mann, welcher auf einer Trage mit noch einem andern ein ziemlich kleines Säckchen trug." Sie sprachen die Worte so kurz und schnell, daſs sie Herr Müller erst seinen Kindern erklären muſste, so wenig hatten sie dieselben verstanden. „Na," sagte Carline; „der brauchte auch nicht so zu schreien: er thäte besser, er nähme sein Säckchen unter den Arm, und trüge es ganz still, wohin er sollte; der andere wäre dabei wohl ganz überflüssig, sollt ich denken!"

„Sieh nur die Leute recht an," sprach der Vater; „du wirst wohl sehen, daſs es ihnen sehr sauer wird, so klein auch das Säckchen ist!"

In der That sahen ſie es recht deutlich, wie schwer die Leute trugen, und wie ihnen der Schweiſs in groſsen Tropfen die Stirne herabrollte. Doch konnten die Kleinen nicht begreifen, was doch in dem Säckchen wäre, das so viel Gewicht hätte, bis ihnen der Vater sagte, daſs es Goldmünzen seyn würden.

Jetzt bemerkte Carline, daſs faſt überall, in dem zweiten Stockwerke der Häuser, schwarze Tafeln vor den Fenſtern hingen, worauf etwas mit weiſsen groſsen Buchſtaben geschrieben war; ſie wollte gern wiſſen, was das zu bedeuten hätte? Wie verwunderte ſie ſich, als ſie hörte, daſs auch in diesen Zimmern noch Kaufleute wären, die auf den Tafeln ihren Namen, und zugleich auch, womit ſie handelten, hätten aufschreiben laſſen.

„Also auch da noch Waaren?" sagte Ludwig. — „Aber das iſt doch recht hübsch," setzte er nach einigen Augenblicken hinzu; „wenn man da zu jemanden will, so kann man ſich allein finden, ohne daſs man erſt nachzufragen braucht, wenn man sonſt nur die Straſse ein wenig weiſs, in welcher er wohnt."

Unter dem Herumlaufen und Plaudern war die Zeit zum Mittagseſſen ſtark herbeigerückt, und Herr Müller sowohl, als seine Kinder fühlten ziemlichen Hunger.

Der Vater hatte ſich vorgenommen, in einem Keller zu eſſen, und das gab für die Kinder die Veranlaſſung zu einer neuen Verwunderung. „Was mag doch der Vater da in dem Keller wollen?“ dachten ſie; aber ſie waren nicht wenig überraſcht, als ſie die Stufen der Treppe hinunter waren, und mehrere Zimmer voll Menschen sahen, welche an langen Tischen saſsen und aſsen. Sie erſtaunten über die vielen Lichter, die auf den Tischen brannten; — Lichter am hellen Tage, meinten ſie, sey doch ein närrisch Ding, eben so närrisch, als daſs die Leute hier unter der Erde wohnten.

Der Vater fragte einen von den Aufwärtern, was es zu eſſen gebe, und mit einer ungemeinen Schnelligkeit nannte dieser wohl acht Gerichte. „Nun, was wollt ihr davon am liebſten eſſen?“ fragte der Vater, aber weder Ludwig noch Carline hatten das min-

deſte von dem verſtanden, was der Aufwärter sagte. Der Vater muſste also wählen.

„Wir werden wohl ein wenig lange warten müſsen, ehe wir zu eſſen erhalten; denn es ſind gar zu viele Leute hier," sagte Ludwig zu dem Vater, — und Carline meinte, so ein Aufwärter könne unmöglich alles behalten, was so viele Leute verlangten, da würden wohl alle Augenblicke Irrungen vorgehen; — aber in wenigen Minuten wurde ihnen das Eſſen gebracht, und zwar richtig die Gerichte, welche der Vater gefordert hatte.

Wie ſie ſich gesättigt hatten, so hatten die Kleinen keine Luſt länger hier zu bleiben. Die eingesperrte Luft wurde ihnen drückend, und das Getöſse von den Eſſenden, das Geklirre der Meſſer, Gabeln, Löffel, Gläſser und Teller, wurde ihren Ohren eben so zuwider, als der blendende Glanz der Lichter ihren Augen.

Damit die Kleinen doch etwas länger ausruhen könnten, so lieſs der Vater ſich in seinem Gaſthause Caffee machen, und auf seine Stube bringen; aber die kleinen Menschen verſicherten, daſs ſie so wenig müde wären, daſs ſie gerne gleich wieder mitgehen wollten; überdieſs

wünschten ſie sehr, ihre mitgenommenen Sparpfennnige loszuwerden, für welche ſie dem kleinen Auguſt und Gottlob, die zu Hause geblieben waren, einige Spielsachen einkaufen wollten.

Der Vater ging mit ihnen zu einer Bude, in welcher lauter hölzerne Spielsachen waren; — meiſtentheils sehr künſtlich geschnitzte Thiere — Ochsen, Pferde, Ziegen, Vögel und Frösche; aber auch Menschen und andere Sachen. Die Kinder sahen alle diese schönen Sachen mit groſser Freude an, — ſie wuſsten gar nicht, was ſie auswählen sollten; was ſie zuletzt ansahen, das gefiel ihnen am meiſten. Zugleich fürchteten ſie auch, ihr Geld möchte wohl nicht hinreichen, nur ein Stück von den herrlichen Dingen zu bezahlen. Endlich fiel Carline auf eine Kuh, an welcher das Kalb kniend ſog, und Ludwig auf einen Budel, welcher ein Körbchen in der Schnautze hatte, — und wie ſie erſt den geringen Preis hörten, welchen der Verkäufer forderte, da war ihre Freude und ihr Erſtaunen gleich groſs. Mit wenigen Groschen waren die beiden Stücke

bezahlt, und so behielten ſie das meiſte Geld im Beutel.

„Wie können die Leute das nur so wohlfeil geben?“ fragten ſie den Vater, als ſie mit ihm vor das Thor gekommen waren. — Der Vater erzählte ihnen, daſs die meiſten von diesen Waaren, von den Bewohnern gebirgiger Gegenden, in langen Winterabenden gemacht würden, — und daſs ſie, durch lange Uebung, eine ungemeine Fertigkeit darinn erhielten, Menschen und Thiere aus weichem Holze auszuschneiden. Vorzüglich, sagte er, kommen die meiſten dieser kleinen Sachen aus Tirol. Von den Einwohnern dort kaufen ſie andere, welche blos damit handeln, und dieſe haben den meiſten Vortheil von diesen kleinen Waaren.

Jetzt fiel es den Kindern erſt auf, daſs ſie vor dem Thore waren. „Vater,“ sagten ſie, „giebt es hier etwa auch noch etwas zu sehen?“

„Freilich,“ antwortete dieser; „seht ihr nicht die vielen Kutschen dort hinten, die Pferde, die dort geritten werden, und die Buden, die dort ſtehen. Die Kutschen ſind zum Verkauf hieher gebracht; die Pferde ſind aus ih-

ren Ställen herausgezogen, und werden nun besehen, oder auch wohl zur Probe geritten, und ſind ebenfalls zu verkaufen.“

„Und die Buden? lieber Vater!“ fiel Carline ein; „was iſt denn in den Buden?“

Der Vater antwortete nichts weiter, als: „kommt nur; ihr werdet es schon sehen!“ und ging gerade auf die Buden los. Die Kinder wunderten ſich, daſs diese Buden viel gröſser wären, als die in der Stadt, und daſs ſie feſt zugemacht wären. „Wollen denn,“ sagten ſie, „diese Leute nichts verkaufen?“ Der Vater hatte ſich indeſſen alle diese Buden genau besehen, und auf einmal ging er auf eine derselben los, bezahlte dem davor ſtehenden Manne einiges Geld, und ging mit den Kindern hinein.

Welch ein Anblick für die Kinder! Lauter fremde Thiere waren in der Bude, groſse und kleine, vierfüſsige und Vögel. Keinen Laut, kein Wort konnten die Kleinen anfangs vor Erſtaunen und Freude hervorbringen. Da ſtand ganz am Ende ein ungeheueres Thier, welches den Kindern an seinem Rüſſel und seinem ganzen Bau gleich

kenntlich war — es war ein Elephant. Erst nach und nach hatten die Kinder so vielen Muth, dass sie sich näher zu demselben hinwagten, und sich von seinem Rüssel berühren liessen, mit welchem er allerhand seltsame Bewegungen machte. Sie erschraken bei seinem Geschrei, welches dem Geschrei eines Esels und eines Schweins ähnlich war, und sie konnten anfangs das Maul nicht entdecken, welches unter dem Rüssel verborgen war.

Neben dem Elephanten waren mehrere Thiere in Kasten, die mit eisernen Stäben sehr gut verwahrt, und inwendig mit Eisenblech ausgeschlagen waren. Alle diese Thiere sahen so schön und so grimmig aus; — es waren ein Löwe, ein Tiger, ein Luchs, einige Leoparden, und noch einige andere. Mehrere Affen waren blos an Ketten angeschlossen, ohne in einem Kasten zu stecken; — andere waren ebenfalls in Kasten. Alle waren in Bau und Farben verschieden. Neben ihnen standen die Vögel — der Geier mit seinem nackten Halse, und mit dem Federring am Halse, welcher, nebst dem

Adler und einigen andern in Käſten saſsen; viele kleine Vögel, die in Käfigen waren, und alle durch einander sangen und zwitscherten, und viele Papageien, unter welchen der sogenannte indianische Rabe die schönſten Farben hatte, aber das widrigſte Geschrei.

Die Kinder wuſsten nicht, wohin ſie ſich wenden, was ſie zuerſt, was ſie zuletzt besehen sollten; — alles gefiel ihnen, eins faſt so sehr, wie das andere. Sie wandten ſich bald da bald dort hin. Jetzt schrie der Elephant; — jetzt schaukelte ſich der indianische Rabe in seinem Ringe, in welchem er hing; dann fing der Löwe an, an den eisernen Stäben zu rasseln, dann ſtand der Tiger wieder auf, oder wurde von dem Manne mit einer eisernen Stange aufgeſtört, dort fletschte ein Affe die Zähne; — überall sahen die Kinder hin, und erſt nach einer vollen Stunde hatten ſie ſich satt gesehen.

Auf einem andern Wege ging Herr Müller nun zu seinem Gaſthofe zurück. Er kam an eine *Straſse*, in welcher die Kinder vorher noch nicht gewesen waren. Hier war ein Gedränge von *Wagen* und Pferden, und Carline glaubte

gar nicht, daſs ſie da durchkommen könnten. „Wie nur," ſagte Ludwig, „alle die Fuhrleute auseinander kommen mögen!"

„Recht gut," antwortete der Vater, „die Leute ſind daran gewöhnt, und ihre Pferde ebenfalls; du ſiehſt, wie ſtill und ruhig ſie ſtehen. Alle Fuhrleute und Pferde wiſſen ſich so geschickt durchzubringen, daſs bei allem Gedränge doch selten jemand beschädigt wird."

Auch der Vater kam mit seinen Kindern recht gut durch das Gedränge in seinem Gaſthofe an, und erklärte nun denselben, daſs die Fuhrleute in dieser Straſse deswegen so häufig wären, weil in derselben die meiſten Wirthshäuser lägen, wo ſie mit Wagen und Pferden einkehren könnten.

Gerne hätten die Kinder noch den groſsen Riesen, und die kleine Zwergin gesehen, die auf der Meſſe waren, aber dem Vater fehlte die Zeit, ſie hinzuführen. Er hatte noch einige Kleinigkeiten zu kaufen, die er der Mutter mitbringen wollte, und alsdann sollte es wieder zu Hause gehen.

Nach einer Stunde ging es wieder fort; — die Kinder baten den Vater nicht, länger zu

bleiben; denn ſie wuſsten, daſs es ohnehin geschehen wäre, wenn er Zeit gehabt hätte.

Auf dem Rückwege hatten die Kinder noch eine groſse Menge Fragen, die der Vater alle beantworten muſste; noch mehr aber hatten ſie bei ihrer Ankunft zu Hauſe der Mutter und den kleinen Brüdern zu erzählen. Dieſe waren ſehr vergnügt über den Budel nnd über die Kuh mit dem ſaugenden Kalbe, welche ſie ihnen mitbrachten.

Spät, und ſehr müde legten ſich die beiden Kinder zu Bette. Beim Einſchlafen war es ihnen, als hörten ſie das Getöſe noch vor ihren Ohren, als gingen die fremden Türken und Siebenbürger vor ihnen vorüber, und als ſtänden ſie in der Bude voll ausländiſcher Thiere; und wie ſie eingeſchlafen waren, ſo ſtellten ſich ihnen im Traume alle Dinge von dem verfloſſenen Tage wieder vor.

Vater Thalheims Abendgespräche mit seinen Kindern.

Wenn Vater Thalheim des Abends in seinem Gartenhause safs, dann freueten fich seine Kinder. Er erzählte ihnen dann von Thieren und Pflanzen, und von vielen andern Dingen, die fie gern hören mochten. Jedes von den Kindern hatte gar mancherlei Fragen an den Vater, die er ihnen alle gerne beantwortete. Sie zeigten ihm die Käfer, Schmetterlinge, Raupen und Würmer, oder die Blumen, Saamen und Steine, die fie den Tag über gesammelt hatten, und über alles mufste der Vater den Kindern Auskunft geben.

Therese, die ältefte unter Thalheims Kindern, war besonders wifsbegierig. Die meiften Bäume und Sträucher, und sehr viele andere Gewächse, auch viele Vögel und kleinere Thiere, die in der Gegend zu Hause waren, wufste fie zu benennen, und kannte ihre Beschaffenheit. Sie brachte alles, was ihr merk-

würdig schien, zu dem Vater, und liefs fich von ihm darüber belehren.

Therese sammelte fich sogar vielerlei, und hob es sorgfältig in ihrer kleinen Kommode auf. Da waren verschiedene Arten von Wespen, von Käfern, von Fliegen und Mücken darinn, viele wunderbar gebauete Saamen von verschiedenen Pflanzen, und mancherlei andere Dinge. Wenn ihre kleinen Freundinnen fie besuchten, so liefsen fie fich faft immer alle diese Sachen von Theresen zeigen, und lernten dabei manches Nützliche von ihr. Sie brachten ihr auch wohl schöne Raupen und Steine mit, die fie gefunden hatten, und fragten fie denn darum; und was Therese nicht wufste, darüber wurde der Vater des Abends befragt, und der Abend vergieng den Kindern bei den Gesprächen, zu welchen ihre Fragen Gelegenheit gaben, so schnell, dafs fie oft es nicht glauben wollten, dafs es schon Zeit sey, zu Bette zu gehen.

Wollt ihr einmal ein Stück von einem solchen Abendgespräche hören?

Wilhem. — Vater, giebts denn zwei Arten von Ohrwürmern? Da such ich vorhin die kleinen Thierchen hinter der alten Rinde des grofsen Pflaumenbaums auf, und da waren nur ein Paar schwarze darunter, die übrigen waren alle etwas gelb, und viele waren fast ganz weifs.

Vater. Das ist keine besondere Art; es sind die jungen Ohrwürmer, die meistentheils alle heller sehen, als die alten.

Carl. Aber werden denn die jungen auch so dunkel, wie die alten?

Vat. Ja, mit der Zeit nehmen sie auch dieselbe braune Farbe an.

Wilh. Wie lange dauert das wohl?

Vat. Das kann ich dir nicht mit Gewifsheit sagen; es wird auch wohl bei allen nicht gleichviel Zeit dazu erforderlich seyn: aber ich denke, dafs über einige Tage wohl nicht dazu gehören werden.

Therese. Das ist aber doch sehr artig; wie geht denn das zu?

Vat. Das kann ich dir noch nicht deutlich machen; aber es ist das bei mehreren

Thieren und bei verschiedenen Theilen vieler Pflanzen eben so.

Ther. Da kann ich mich doch auf keine besinnen.

Vat. Nicht? Sahen denn deine jungen Hähne und Hühner gleich so aus, als jetzt?

Carl. Vater nein, die sahen ganz weiſs aus, wie sie aus dem Eie kamen.

Wilh. Ganz weiſs auch nicht, ein Paar braune Flecken hatten manche schon; — aber übrigens sahen sie gelblich.

Vat. Richtig, Wilhelm; aber wiſst ihr keine Thiere mehr, die auch anfangs hellere Farben hatten?

Ther. O ja, die Enten, die Gänse — und auch die kleinen Möpse, die wir neulich bei dem Nachbarn sahen, hatten damals lange kein so dunkles Haar als jetzt.

Vat. Ja, und ich meine auch, du selbst Therese, hättest etwas an dir, was dunkler geworden wäre.

Therese besah sich. Nach einer Weile sagte sie: „ich wüſste doch wirklich nicht, was an mir dunkler geworden wäre.

Vat. Du bist ja ein Flachskopf gewesen, und noch jetzt sehen deine untersten Haare sehr weiss, aber sie werden mit der Zeit eben so dunkel werden, wie deine obersten.

Carl. Vater, fangen meine Haare auch schon an, dunkel zu werden?

Vat. Deine eben nicht, aber Wilhelmen seine wohl an manchen Stellen. — Siehst du, da und da und hier, sind schon ganze Büschel dunkler.

Therese. Aber du sagtest vorhin, dass es auch bei verschiedenen Pflanzen eben so wäre?

Vat. Ich habe gesagt, bei verschiedenen Theilen der Pflanzen.

Ther. Da will mir doch auch nichts beifallen.

Vat. Hast du nicht in diesem Jahre der Mutter beim Spargelstechen geholfen?

Ther O ja.

Wilh. Ich habe auch mitgeholfen, Vater.

Vat. Nun? und habt ihr denn nicht gesehen, wie der Spargel aussahe?

Ther. Ach es ist wahr; je tiefer er in der Erde steckte, desto weisser war er, nur

oben die Spitze war braun. — Aber Vater, es will mir nun auch nichts weiter beifallen, wo es eben so wäre.

Vat. Carl, haſt du noch Knospen an deinem braunen Nelkenſtocke.

Carl. O genug, Vater; soll ich dir ein Paar holen?

Vat. Nur eine, wenn du so gut seyn willſt; — aber eine noch ganz dünne.

Carl brachte dem Vater wohl vier Knospen, und einige aufgeblühete Nelken dazu.

Carl. Da suche dir aus, Vater; ich kann dir noch mehr holen, wenn diese nichts taugen.

Vat. Nein, ich danke dir, diese ſind gut.

Der Vater riſs die Nelkenknospen entzwei. Sie waren alle inwendig ganz weiſs, nur eine, die oben ein wenig aufgebrochen war, hatte schon einen bräunlichen Rand.

Vat. Nun, da seht, ob ſie nicht inwendig weiſs ſind? — und werden nachmals doch so dunkle Nelken daraus.

Ther. Aber Vater, wann fangen denn nun die Nelkenblätter an, ſich so dunkel zu färben?

Vat. Nun — sieh doch diese Nelke an. (Er hielt ihr die etwas aufgebrochene Nelke hin.)

Ther. Ach! wenn sie aufbrechen.

Vat. Bricht der Spargel auch auf? — Wenn du den Spargel bedecken würdest, wenn du z. B. eine Röhre drüber stülptest, daſs die Luft ihn nicht berühren könnte, so würde er länger weiſs bleiben.

Ther. Also, wenn die Luft hinzu kommt, dann werden sie dunkler.

Vat. Das machte es noch nicht. Wilhelm, weiſst du wohl noch, wie deine Nelken aussahen, die hinten im Winkel standen, wo die Sonne nicht hin konnte?

Wilh. Ach, die waren ja beständig krank, und die Blätter und die Blumen waren immer so weiſslich gelb.

Vat. Woher kam das wohl?

Wilh. Ich glaube, sie hatten nicht Sonne genug. Der Gärtner sagte das auch.

Vat. Ich glaube selbst, daſs es daran lag.

Ther. Nun merke ichs wohl; — das Sonnenlicht macht die dunkeln Farben.

Vat. Ja wohl! — so lange also der Spargel durch das Bedecken, und die Nelkenblätter durch die äuſsere Hülle gegen das Sonnenlicht geschützt ſind, bleiben ſie weiſser. — Und darum ſind der Ohrwurm und viele kleinen Thiere, die nicht lange erſt aus ihrer Hülle ausgeschlupft ſind, auch noch im Anfange weiſs; und Gewächse, welche nicht Sonne genug haben, wie ihr es nennt, fangen an, hellere Farben zu bekommen, und werden gelblich.

Ther. Du sagteſt vorhin, du könnteſt uns nicht deutlich sagen, wie das mit den weiſsen Farben zugehe; wiſſen wir es denn nun nicht?

Vat. Etwas mehr, als vorhin wohl, aber ganz doch nicht. Wilhelm muſs es wiſſen, wie der alte Budel seines Herrn Pathen aussahe, der ihm sonſt immer Pfoten gab, und so gern aufwartete.

Carl. Das weiſs ich auch, Vater. Der sahe sonſt viel schwärzer aus; jetzt wird er alle Tage weiſser.

Vat. Siehſt du, Therese — und dem fehlt es doch gewiſs nicht am Sonnenlichte.

Wilh. O nein; er legte ſich immer dahin, wo die Sonne am ſtärkſten brennt. So oft ich zu dem Herrn Pathen komme, liegt er auf dem Hofe an der Wand, wo die Weinſtöcke ſtehen.

Vat. Und unser alter Birnbaum im Garten?

Ther. Ach ja, der hatte ganz gelbe Blätter, und ſteht doch recht in der Sonne.

Vat. Und faſt alle alten Leute bekommen weiſsgraue, oder ganz weiſse Haare, und denen fehlt es doch auch nicht am Sonnenlichte.

Therese sahe wohl, daſs ſie die Sache noch lange nicht so vollſtändig verſtand, als ſie ſich eingebildet hatte. Sie hätte es gern ganz gewuſst, wie das zugieng, aber der Vater vertröſtete ſie nochmals auf die Zukunft.

„Aber Vater," fing Wilhelm an, „wie ſind nur die Ohrwürmer an meinen schönen Nelkenſtock hinaufgekommen, welchen mir unser Gärtner geschenkt hat? Ich hatte doch

den Blumentopf in eine Schüſſel mit Waſſer geſetzt. Ich dächte, die Thiere hätten in dem Waſſer erſaufen müſſen, ehe ſie an den Blumentopf hinauf gekrochen wären.

Vat. Sie werden ſich auch sehr gehütet haben, daran hinaufzukriechen.

Wilh. Wie wären ſie denn aber ſonſt hinaufgekommen? (Therese, die es wohl errieth, lächelte, wie Wilhelm diese Frage that.)

Vat. Sie ſind doch hinaufgeflogen.

Wilh. Geflogen, Vater? Du spaſseſt wohl mit mir? wo hätten die Ohrwürmer denn die Flügel?

Vat. Suchet mir doch einmal einen Ohrwurm.

Die Kinder waren hurtig zum Gartenhause hinaus, und brachten dem Vater mehrere Ohrwürmer.

Vat. Nun seht einmal, was iſt denn das hier oben?

Wilh. Ach sieh! Hab ich doch so vielemal Ohrwürmer gesehen, und habe nicht darauf Acht gehabt, daſs ſie Flügel haben. Aber Vater, das ſind auch kurze Flügelchen. —

Ich dächte, das Thier könnte gar nicht damit fliegen, so klein ſind ſie.

Vat. Du irrſt dich, Wilhelm. Die braunen Schaalen hier oben ſind die Flügel nicht.

Wilh. Nicht? wo ſind ſie denn ſonſt?

Thereſe, die bisher ruhig geſeſſen hatte, konnte nicht länger an ſich halten. — I, ſagte ſie, wo ſind denn die Flügel beim Maikäfer?

Wilh. Beim Maikäfer liegen ſie unter den — — ach, ich Dummkopf! das werden hier auch wohl ſolche harte Schaalen ſeyn, wie beim Maikäfer, und unter dieſen werden die rechten Flügel liegen.

Vat. Richtig — es ſind ſolche harte Schalen, die man Flügeldecken nennt; und weil dieſe nur über den halben Leib gehen, ſo heiſſen ſie halbe Flügeldecken, und unter dieſen liegen erſt die eigentlichen Flügel.

Wilh. Nun, das müſſen doch auch nur kleine Dingerchen ſeyn; ſie können doch nicht gröſser ſeyn, als die Decken?

Vat. Meinſt du? Das wollen wir ſehen.

Dsr Vater nahm nun einen Ohrwurm, liefs fich von Therefen eine feine Nadel geben, und hob die eine Flügeldecke behutsam damit in die Höhe; — dann entfaltete er den Flügel damit. Wilhelm und Carl erftaunten sehr über den grofsen Flügel eines kleinen Thieres. Sie bewunderten die Zartheit desselben, und die Kunft und Genauigkeit, mit welcher derselbe mehreremale zusammengelegt war. „O!" sagte Carl, „das hat doch der liebe Gott recht schön gemacht!"

Vat. Ja wohl, mein Sohn, das macht Gott immer so; alles gut und schön.

Wilh. Nun sehe ich auch wohl, wie ihr an meine Nelken trotz des Waffers kommen könnt. — Das ift keine Kunft, wenn ihr so grofse Flügel habt.

Therese. Aber Vater, wäre es nicht beffer, wenn das Thier gar keine Flügeldecken hätte?

Vat. Warum denn?

Ther. Es macht doch dem Thiere gewifs viele Mühe, wenn es die Flügel erft unter den Decken hervorziehen, und auseinanderfalten, und nachmals wieder zusammen-

legen muſs. Ich habe geſehen, daſs es den Maikäfern oft viele Mühe macht, und deren Flügel ſind doch lange so künſtlich nicht.

Vat. Ich denke doch, du wirſt den lieben Gott wohl dasmal nicht beſchämen. Sag mir doch, wie lange ſollte denn der zarte dünne Flügel halten, wenn er nicht durch die Decken geſchützt werden könnte? Er würde ja an jedem kleinen Widerſtande hängen bleiben, und zerreiſsen. An jeder ſcharfen Kante der Baumrinde, an jedem trockenen Grashalm, würde ja der Flügel hängen bleiben. Und denke einmal: die Thiere ſind dazu gemacht, daſs ſie in kleinen Löchern und Höhlen leben ſollen, da würden ſie nicht weit kommen, wenn ſie ihre Flügel weit ausgebreitet und ganz frei liegen hätten. Jetzt können ſie allenthalben damit hinſchlüpfen, ohne daſs ihre Flügel Schaden nehmen. Ja, ich ſollte glauben, wenn ſie die Decken nicht hätten, so würde der Wind die Flügel zerreiſsen, und jeder Regentropfen, der von eiuem Baume herabfiele, würde ſie zerſchlagen können.

Ther. Vater, ich hatte das nicht bedacht!

Carl. Aber Vater, sage mir doch einmal, kriechen denn die Würmer wirklich gern ins Ohr? — Mir ist noch niemals einer hinein gekommen.

Vat. Diese Thierchen halten sich freilich gern in Höhlungen und Ritzen auf. Du weisst wohl, wie viel du immer hinter der Baumrinde findest, aber dass sie uns inwendig bis tief ins Ohr hineinkriechen sollten, das habe ich niemals erlebt, noch etwas davon gehört.

Ther. Wir würden es auch wohl bald fühlen, wenn ein solches Thier an dem Ohre umherliefe, sollt' ich meinen.

Vat. Ich halte es auch dafür; — aber vorzüglich schützt uns auch das Ohrenschmalz dagegen, dass ein solches Thier nicht tief eindringen kann. Dieses Schmalz oder Fett ist bitter, und möchte wohl den Ohrwürmern nicht angenehm seyn. Ein kleineres Thier, wie etwa ein Floh, kann weit eher in das Ohr hineinkommen, und davon hat man auch Erfahrungen.

Wilh. Aber warum heifsen fie denn Ohrwürmer, wenn fie uns nicht ins Ohr kommen können?

Vat. Man hat fie einmal so genannt, und sehr viele Leute glauben noch immer, dafs fie gern in das Ohr kröchen. Warum man fie aber zuerft so genannt hat, das kann ich dir in der That nicht sagen. Vielleicht hat fich einmal einer in das äufserliche Ohr verirrt gehabt, oder vielleicht hat man zuweilen einige in dem Ohre eines Thieres gefunden, — oder es kann eine andere Ursache seyn, die fich nicht mehr errathen läfst.

Die Kinder hatten noch mancherlei Fragen, die fie dem Vater vorlegen wollten. Carl wollte gern wiffen, was diese Thiere am liebften fräfsen; Wilhelm hatte seine Betrachtungen über die kleinen Zangen am Kopfe, und Therese über die Spitzen am Schwanze. Aber die Mutter kam, und brachte das Butterbrod und das Obft, aus welchem gewöhnlich das Abendeffen beftand. Da hörten nun freilich die Fragen und das Antworten auf.

Am nächſten Abende ſaſs der Vater wieder in dem Gartenhause, und die Kinder waren nicht weit davon, um sogleich da zu seyn, wenn etwa der Vater etwas erzählen sollte, oder wenn ſich etwa ein Gespräch anfinge.

Carl, der zunächſt am Gartenhause war, sahe immer in die Höhe. „Vater," fing er endlich an, „da fliegt ein närrischer Vogel, immer fliegt er im Kreise herum, und dann einmal wieder dahin und dorthin, aber niemals so gerade durch die Luft, in einem fort, wie die andern Vögel; weiſst du etwa, wie dieser Vogel heiſst?"

Der Vater trat zum Gartenhause hinaus. Er lieſs ſich den Vogel zeigen, und er fand, daſs es wirklich eine Fledermaus sey, wie er schon vermuthet hatte. — Die andern Kinder, Therese und Wilhelm, hatten ſich auch schon näher eingefunden, da ſie den Vater vor dem Gartenhause mit Carln sprechen hörten.

„Kind," sagte der Vater jetzt zu Carln, „das iſt kein Vogel, es iſt ein Thier, welches man Fledermaus nennt."

Carl. Kein Vogel? Es fliegt ja aber doch!

Vat. Wenn du es deswegen für einen Vogel halten willſt, so kann es dir niemand wehren. Indeſſen sage mir doch einmal, iſt denn der Maikäfer auch ein Vogel?

Carl. Du spaſſeſt Vater — er hat ja keine Federn, wie ein Vogel.

Wilh. Und auch keinen solchen Schnabel, wie die Vögel.

Ther. Auch mehr Füſse, wie ein Vogel; die Vögel haben nur zwei Füſse.

Vat. Aber er fliegt ja doch, Carl?

Carl wuſste nicht gleich, was er darauf antworten sollte. Er merkte wohl, daſs zum Vogel etwas mehr gehöre, als das bloſse Fliegen. — Nach einigem Beſinnen sagte er:

Carl. Hat denn die Fledermaus keine Federn, und eben so viel Füſse, wie ein Maikäfer?

Vat. Nein, mein Sohn. Die Fledermaus hat keine Federn.

Wilh. Aber wie kann ſie denn fliegen?

Vat. Der Käfer, die Fliegen, die Wespen, haben auch keine Federu, und fliegen ja dennoch.

Wilh. Ja Vater, die haben auch Flügel.

Vat. Richtig; aber Flügel hat die Fledermaus auch — nur keine Federn.

Ther. Aber wie ſind denn diese Flügel nun beschaffen? — Ich habe noch niemals eine lebendige Fledermaus gesehen.

Vat. Die Flügel beſtehen aus bloſsen kahlen Häuten, die ziemlich dünne ſind, und ausgespannt werden können. Mit diesen Flügeln kann ſie denn recht gut in der Luft umherflattern; aber freilich lange so gut nicht fliegen, als ein Vogel — ihr werdet wohl selbſt sehen, wie schwerfällig der Flug iſt.

Carl. Aber du haſt uns nicht gesagt, Vater, wie viele Füſse die Fledermaus hat. Hat ſie etwa auch so viel, wie ein Käfer?

Vat. Sie hat nicht so viel; — ſie hat zwei Füſse weniger, als der Käfer, und zwei Füſse mehr, als ein Vogel. Nun rathe, wie viel ſie hat.

Wilh. Oh! oh! das iſt leicht. Soll ichs sagen, Vater?

Carl. Nein, Wilhelm, sage nichts; ich wills wohl selbſt herausbringen! — Sieh doch,

nun weiſs ichs auch; — vier Füſse hat ſie. Nicht wahr?

Vater. Ganz recht; ſie hat vier Füſse.

Wilh. Aber Vater, wenn das Thier nur zwei Füſse und Federn auf den Flügeln hätte, da wäre es doch ein Vogel?

Vat. Das wollen wir gleich sehen. Sage mir doch, woran erkennſt du denn einen Vogel?

Wilh. Er hat Federn — er hat zwei Füſse.

Therese. O noch mehr, Wilhelm, noch viel mehr.

Wilh. Na, was denn noch?

Ther. Er hat einen Schnabel; er bringt keine lebendige Junge zur Welt, sondern legt Eier, und daraus werden die Jungen.

Wilh. Ei ſieh doch, das hab ich auch gewuſst; ich fiel nur nicht gleich darauf. — Hat denn die Fledermaus keinen Schnabel, und legt ſie keine Eier?

Vat. Nein, Wilhelm, ſie hat ein Maul und Zähne, und einen Kopf wie andere vierfüſsige Thiere; auch hat ſie Haare über den ganzen Leib, nur nicht auf den Flügeln,

bringt lebendige Junge zur Welt, die ſie auch ordentlich säugt.

Carl. Das iſt ein poſsirliches Thier — ich möchte wohl einmal eins sehen! — Aber warum flattert denn das Thier immer da herum — es macht ſich wohl eine Luſt daraus?

Vat. O nein! zur Luſt fliegt es nicht so umher — es sucht ſich Nahrung.

Carl. Ei! da wird es auch nicht viel fangen, — es kann ja nicht viel mehr sehen — Es wird ſich aber wohl am Tage sattgefressen haben!

Vat. Haſt du schon am Tage eine Fledermaus gesehen? oder du Wilhelm? oder Therese?

Alle Kinder antworteten mit: Nein.

Vat. Nun Carl, da ſiehſt du nun wohl, daſs du dich geirret haben könnteſt — Das Thier kommt am Tage gar nicht zum Vorschein. Aber sobald es dämmerig wird, geht es aus seinen Schlupfwinkeln hervor, und sucht seinen Unterhalt.

Wilh. Was findet es denn da aber noch?

Vat. Vorzüglich Nachtvögel, welche seine gewöhnlichſte Nahrung seyn mögen.

Carl. Du irrst dich wohl, Vater; wo wären des Abends noch Vögel? Sie sind ja alle schon längst zu Neste.

Vat. Ich irre mich nicht, mein lieber Carl; aber du weisst nur nicht, was man unter Nachtvögeln versteht. — Das sind keine Vögel, sondern es sind Schmetterlinge, die am Abende und in der Nacht umher fliegen; und eben darum flattert nun die Fledermaus hin und her, je nachdem sie da oder dort einen Nachtschmetterling sieht, den sie wegschnappen will.

Carl. Ah so; das hab ich nicht gewusst.

Vilh. Aber, Vater, da macht es die Fledermaus doch nicht recht klug. Warum kommt sie nicht am Tage hervor? Da könnte sie überall Schmetterlinge finden.

Carl. Ja auf den Rittersporn sitzt immer alles voll von Schmetterlingen — und auf dem hohen Klee, mit den schönen blauen Blumen, da fliegen sie in grosser Menge herum — da könnte sie bald genug haben.

Vat. Freilich wohl — aber wer weiss denn, ob sie gerade diese Schmetterlinge gerne

fressen mag — und wenn das auch, so könnte sie doch diese Thiere am Tage nicht finden, sie sieht am Tage sehr schlecht, und darum bleibt sie lieber in ihren Mauerlöchern, und in den hohlen Bäumen so lange sitzen, bis es anfängt, dunkel zu werden.

Carl. Vater, ich verstehe dich nicht. Das Thier kann am Abend so gut sehen; da muss es ja am Tage noch besser sehen können.

Vat. Hast du wohl schon einmal in die helle Sonne gesehen?

Carl. O ja, Vater; aber ich thue es nicht wieder. Sie blendete mich so sehr, dass ich nachher fast gar nichts sehen konnte, und alles sah mir gelb und roth aus.

Vat. Oder hast du wohl einmal der Katze nach den Augen gesehen, wenn sie sich recht in der Sonne ausgestreckt hat?

Carl. Ja, oft genug. Sie macht die Augen alsdann recht klein, und in dem Inwendigen im Auge bleibt nur ein kleiner Strich — es ist gar nicht so groß und rund wie sonst.

Vat. Ei! warum thut das die Katze?

Wilh. Therese sagte immer, die viele Sonne blendete sie, darum zöge sie den Augen-

ſtern zuſammen — Sie könnte die ganz helle Sonne nicht ertragen — und das iſt auch wahr, denn wenn ſie im Schatten ſitzt, oder wenn der Tag nicht recht helle iſt, so iſt das Auge viel gröſser.

Vat. Nun werdet ihr auch wohl begreifen, warum die Fledermaus am Tage nicht sehen kann — Das Tageslicht iſt viel zu ſtark für ihr Auge — Sie wird dadurch so sehr geblendet, daſs ſie gar nichts ſieht.

Ther. Sieht ſie denn aber auch noch, wenn es völlig Nacht iſt?

Vat. In hellen Sommernächten mag ſie wohl sehen können; man ſieht ſie auch alsdann sehr ſpät noch umherflattern — aber wenn es völlig dunkel iſt, kann ſie eben so wenig sehen, als irgend ein anderes Thier, denn einiges Licht will ſie freilich haben.

Ther. Wenn es nun trübe und dunkle Nächte giebt, da hat ſie auch nicht lange Zeit, ſich Nahrung zu suchen — Die Dämmerung dauert alsdann ja nicht lange.

Vat. Freilich nicht, indeſſen schmauſt ſie deſto mehr in den langen und hellen Mondnächten — und andern Thieren, die des

Nachts hervorkommen, geht es ja auch nicht besser.

Wilh. Andern Thieren? kommen denn auch andere Thiere des Nachts heraus?

Vat. O ja wohl — die Eulen zum Beispiel, die fliegen auch nur in der Dämmerung und in hellen Nächten umher.

Ther. O Vater, und die Löwen, die Katzen, die Tiger, und viele andere Raubthiere, die gehen ja auch nur des Nachts erst recht auf ihren Raub aus.

Vat. Wer von euch weiss noch ein Thier, das auch nur des Nachts auf seine Nahrung ausgeht — ein recht böses, beissiges Thier, aber gerade kein Raubthier?

Die Kinder fragten alle: „ kennen wirs denn, Vater? kennen wirs?

Vat. Ja wohl, ja wohl; nur allzugut kennt ihr es.

Die Kinder ängstigten sich mit Rathen, ohne es zu treffen. „ Tausend, sagten sie, was muss das nur für ein Thier seyn? „ Sie riethen auf Flöhe, auf Mücken, auf Ratten und Mäuse, und auf manche andere Thiere, aber bei

allen fand sich, daſs sie auch am Tage auf ihren Fraſs ausgehen.

Wilh. Sage uns nur, Vater, obs groſs oder klein ist.

Vat. Klein.

Carl. Wie klein denn wohl, Vater? Ist es denn etwa so groſs, wie mein halber Finger?

Vat. Nein, so groſs ists nicht.

Carl. Nun, da weiſs ichs nicht; sage es uns lieber selbst.

Ther. Nein Vater, sage es nicht; ich bringe es doch wohl noch heraus.

Therese besann sich lange — „Es ist doch wohl nicht die Wanze?" sagte sie endlich.

Vat. Doch wohl nicht? — Ei warum wäre sie es denn nicht? Sie ist es allerdings; nemlich die Bettwanze.

Carl. Aber Vater, ich habe doch auch schon am Tage Wanzen gesehen!

Vat. O ja, aber einzelne, die sich aus ihren Löchern verlaufen haben. Die meisten aber hüten sich wohl, am Tage hervorzukommen. Des Nachts hingegen, wenn sie einen guten Fraſs wittern, kommen sie überall her-

vor. Jedoch gilt dieſs nur von der Hauswanze oder Bettwanze, denn die andern Wanzen gehen auch am Tage auf ihre Nahrung aus.

Ther. Giebts denn noch andere Wanzen? Ich habe doch wohl noch keine gesehen!

Vat. Wer weiſs? Du haſt wohl nur nicht darauf gemerkt, oder haſt ſie nicht für Wanzen gehalten; denn ſie ſind auf mancherlei Pflanzen, Sträuchen und Bäumen häufig genug.

Ther. Aber sehen ſie denn auch so aus, wie unsere Wanzen?

Vat. O ja, so ziemlich; doch unterscheiden ſich die andern von unsern Hauswanzen hinlänglich genug durch die Flügel, welche unsern Hauswanzen fehlen.

Wilh. Aber Vater, was freſſen denn nur die, welche ſich auf den Pflanzen aufhalten; die haben doch keine Menschen, welche ſie anfallen können, wie unsere?

Vat. Dafür haben ſie andere Thiere genug, welche ſie anfallen können; manche nähren ſich auch wohl vom Saft der Blätter. Einige ſind sogar ordentliche Raubthiere,

und tödten viele kleinere Thiere, ja selbſt groſse Raupen fallen ſie an, ſtechen ſie todt, und saugen ſie alsdann aus.

Eben kam ein Bekannter, der den Vater besuchen wollte, und so hatte die Unterredung für heute Abend ein Ende.

Am nächſten Abende saſsen die Kinder im Gartenhause ganz ſtill. Der Schweiſs rann ihnen in groſsen Tropfen am Kopfe herunter.

„Wie kommt es denn," fragte der Vater, der jetzt in den Garten kam, „daſs ihr hier so ſtille ſitzt? Ihr springt ja sonſt immer umher.

Ther. Heute vergeht es uns wohl, lieber Vater, es iſt gar zu heiſs.

Wilh. Ja man kann gar nicht so leicht Athem holen, wie sonſt.

Vat. Es iſt wahr — jetzt fühle ich das selbſt; vorher hatte ich es auf meiner kühlen Stube nicht so bemerkt — Wir werden wohl heute noch ein Gewitter bekommen.

Wilh. Ist es denn bei Gewittern immer so warm?

Vat. Meistentheils, und das ist eben die Ursache, warum man nicht so gut Athem holen kann — Die Luft ist zu sehr erwärmt.

Ther. Es geht aber den Thieren wohl eben so beim Gewitter, wie uns; man sieht es ihnen recht an, wie träge und matt sie sind.

Carl. Ja die Kühe lagen neulich, wie wir spazieren gingen, alle ganz stille auf der Weide; es war den Tag auch so heiss.

Jetzt fing es in der Entfernung an zu donnern; zugleich erhob sich der Wind, der Donner kam näher, und einzelne Regentropfen fielen aus der Luft. — Nach wenigen Augenblicken fing es ernstlicher an zu regnen, und dabei donnerte es wieder einigemale; aber das Gewitter zog in eine andere Gegend, und in einer Viertelstunde war Regen und Gewitter vorüber.

Nun war den Kindern viel leichter, als vorher; die Vögel, welche sich vorher versteckt gehalten hatten, kamen wieder hervor,

und suchten sich in dem Garten ihr Futter, und sangen auch noch ein wenig.

„Sieh, sieh," sagte Therese zum Vater, „wie der Regen alles so erfrischt hat; die Rothrübenblätter waren vorher alle so welk, und hingen hernieder, jetzt stehen sie alle frisch und aufgerichtet da."

Vat. Der Regen und die frische Luft, welche die Blätter eingesogen haben, haben sie so erquickt.

Ther. Haben denn die Blätter den Regen eingesogen? Ich meine das thun die Wurzeln?

Vat. Das wollen wir doch gleich sehen.

Der Vater nahm ein Stöckchen, welches da lag, und ging an das Beet, auf welchem die rothen Rüben standen. Hier scharrte er die Erde ein wenig auf, und sie war ganz trocken. Nur oben her war sie ein wenig befeuchtet.

Vat. Meinst du nun wohl, daſs der Regen bis an die Wurzel gedrungen ist.

Wilh. O das sieht man ja, das ist nicht möglich.

Vat. Nun, Therese, wie haben ſich alſo deine Rüben bei dem Regen wieder erholt?

Ther. Ja, da müſſen ſie freilich wohl die Feuchtigkeit mit den Blättern eingeſogen haben.

Vat. Nicht nur die Feuchtigkeit, Thereſe, ſondern auch die friſche Luft.

Ther. Die Luft? I, wozu brauchen ſie denn Luft?

Vat. Eben dazu, wozu wir ſie brauchen — Sie können ohne Luft nicht leben, eben ſo wenig als ein Thier ohne Luft nicht leben kann. *Weiſst* du nicht mehr, wie vor einigen Monaten die Gurken im Treibbeete mir alle verdorrten, weil der Gärtner in zwei Tagen ihnen keine Luft gegeben hatte?

Ther. Ich dächte doch, Vater, viele Thiere lebten ohne Luft.

Vat. So? Ich kenne keins — Nenne ſie mir doch.

Ther. Die Fiſche, Vater; die ſind ja im Waſſer, und leben immer fort.

Vat. Erinnerſt du dich wohl, wie wir neulich ſpazieren gingen, an dem groſsen Teich?

Carl. Ja, Vater, wo die vielen Fische waren, die immer in die Höhe sprangen. Du sagtest, sie schnappten nach Luft.

Ther. Aber Vater, das thun sie ja wohl nicht immer.

Vat. Nein, immer nicht. Sie thaten es aber an diesem Tage darum, weil es eben so heiſs und schwül war, wie heute. Es mochte ihnen da im Waſſer eben so zu Muthe seyn, wie uns heute.

Ther. Aber woher nehmen sie denn nun die Luft, wenn sie nicht über das Wasser sich heraus schnellen?

Vat. Aus dem Waſſer selbst, liebes Kind.

Wilh. Wie kann denn Luft in dem Wasser seyn.

Vat. Die Luft ist überall, im Wasser eben so, wie auf dem Lande. Mit jedem Wassertropfen ist Luft vermischt.

Wilh. Vater, das kann ich kaum glauben.

Vat. (lächelnd) Du bist ja ein rechter Starrkopf; ich soll dir es also wohl ordentlich beweisen, daſs Luft im Waſſer ist?

Wilh. Ja, Vater, das muſst du!

Vat. Neulich ſtand in dem Fenſter ein Glas mit Waſſer, das eben friſch aus dem Brunnen kam. Die Sonne ſchien ſtark auf das Fenſter; weiſst du da wohl noch, was in dem Glaſe vorging? Du ſtandeſt ja recht lange da, und betrachteteſt das Glas, und ſchütteltetest es zu Zeiten.

Wilh. Ja Vater, das war auch gar zu artig. Wie das Waſſer ein Bischen geſtanden hatte, ſo fingen ein Paar kleine Bläschen im Waſſer an hervorzukommen, und je länger das Waſſer ſtand, deſto mehr Bläschen wurden. Am Ende wurde das ganze Glas voll Bläschen, und wenn ich dann das Glas schüttelte, ſo ſtiegen die Bläschen in die Höhe, und waren weg.

Vat. Nun, was waren denn das für Blaſen? Von Waſſer waren ſie doch wohl nicht?

Wilh. Nein Vater — ach ſieh, nun glaub ich dir — Es waren ja Luftblaſen. Waſſerblaſen hätten wohl nicht ſo ausſehen können, und ſo in die Höhe ſteigen, wie du damals ſagteſt. Nun ſehe ichs wohl, es muſs Luft im Waſſer ſeyn.

Ther. O, nun besinne ich mich! Wir standen neulich einmal an einem Sumpf, in welchem sich das Regenwasser gesammelt hatte. Da nahm Wilhelm einen Stock, und stiefs in den Sumpf, — da kamen grofse Blasen heraus.

Carl. O, das habe ich auch gesehen! Die Blasen querlten und sprudelten ordentlich unten aus dem Wasser heraus, und machten ein Geräusch.

Ther. Nun das ist doch auch gewifs Luft gewesen?

Vat. Allerdings — nur aber keine solche, wie wir sie einathmen, sondern eine für uns sehr schädliche Luft.

Ther. Jetzt fällt mir noch etwas bei. Neulich kauftest du einmal von einem Fuhrmann Flaschen, welche zugepecht waren. Es war eine fremde Art Wasser drinnen, — ich kann den Namen immer nicht behalten. —

Vat. Selterwasser wirst du meinen.

Ther. Ach ja, so hiefs es auch.

Wilh. Ei das, wo die Mutter Zucker und ein Bischen Wein drunter that — das schmeckte prächtig!

Ther. Das sprudelte und zischte, wenn der Zucker drinnen umgerührt wurde, und kam einem in die Nase. Das war denn auch wohl Luft?

Vat. Ja wohl — aber wieder eine andere Art davon.

Ther. Da muſs es also wohl viele Arten von Luft geben?

Vat. Sehr viele Arten giebt es nun wohl nicht: aber es giebt derselben doch mehrere. Es kann auch wohl noch manche Arten geben, die wir nur noch nicht kennen.

So eben kam die Mutter in den Garten, und ging aufs Gartenhaus zu. Sie hatte etwas in der Hand. — Die Mutter machte die Hand auf! „Ei, ei," rief Carl, „wir eſſen heut Abend gewiſs Fische, du haſt Fischblasen. — Sage, Mutter, haſt du Fische heute? Die Mutter antwortete: „Wir werden ja sehen, was es giebt. Carl war aber seiner Sache nun schon gewiſs, und freute ſich nicht wenig auf das Gericht, was er so gern aſs.

Vat. Aber, wer weiſs denn, wovon die Blasen so rund ſind?

Ther. Es ſteckt Luft darinn! Sie knallen, wenn man ſie zerdrückt.

Vat. Da ſiehſt du ja, daſs die Fische Luft in ſich haben.

Ther. Können ſie denn aber ohne Luft nicht ein Bischen leben?

Vat. Ganz ohne Luft keinen Augenblick. Wenn man Fische in eine groſse Flasche setzt, und dieselbe oben nicht zuſtopft, so können ſie lange Zeit darinnen leben, wenn man ihnen zu freſſen giebt. Stopft man aber die Flasche zu, so ſterben ſie sehr bald, weil ihnen die Luft fehlt.

Ther. Aber, Vater, da weiſs ich doch noch nicht, wie die Fische die Luft aus dem Waſſer erhalten?

Vat. Einigermaſſen kann ich dir das wohl sagen. Haſt du wohl an dem Kopfe des Fisches, zu beiden Seiten, die zaserigen häutigen Gewebe bemerkt, die unter einem breiten Deckel liegen, und an lauter krummgebogenen Gräten befeſtigt ſind?

Wilh. O Vater, die hab ich auch bemerkt — das ſind die Kiemen.

Vat. Der tauſend! Du weiſst ja gar, wie ſie heiſsen — da hätt' ich es kürzer ſagen können. — Nun ſeht, dieſe Kiemen ſind das Werkzeug, mit welchem der Fiſch die Luft aus dem Waſſer gleichſam auspreſst.

Er ſchluckt den Mund voll Waſſer, ſchlieſst mit dem Kiemendeckel die Oeffnungen zu, und preſst das Waſſer gleichſam im Munde. Die Luft begiebt ſich aus dem Waſſer heraus, und wird von vielen kleinen Gefäſsen, die in den Kiemen ſind, eingeſogen. Wenn dieſs geſchehen iſt, macht der Fiſch die Kiemendeckel auf, und läſst das ausgepreſste, von Luft befreiete Waſſer heraus.

Wilh. Das iſt artig — aber wozu braucht er denn die Luftblaſen?

Ther. O das weiſs ich.

Vat. Nun, ſo ſag es Wilhelmen.

Ther. Er braucht ſie zum Schwimmen. Wenn er tiefer ins Waſſer hinunter will, ſo preſst er die Luft aus der Blaſe aus, und wenn er wieder in die Höhe ſteigen will, ſo füllt er die Blaſe wieder mit Luft an.

Vat. Recht gut gemerkt — so ist es wirklich.

Wilh. Aber, Vater, wie macht das der Fisch nur, wenn er das Wasser auspreſst.

Vat. Da hier liegen die Fischblasen noch; zerdrücke mir doch einmal eine davon.

Wilhelm zerdrückte eine Blase, und sie machte einen kleinen Knall — Therese und Carl zerdrückten die übrigen.

Vat. Nun, Wilhelm, wie hast du es gemacht, daſs du die Blase zerdrückt und entzwei gepreſst hast.

Wilh. Ja, das weiſs ich dir selbst nicht — ich habe die Kraft dazu in meinen Fingern.

Vat. So ist es beim Fische auch — er thut das, ohne daſs er es weiſs wie — indessen geschehen alle solche Dinge bei uns lebendigen Geschöpfen, durch Sehnen oder Muskeln — Wenn du erst weiter bist, wirst du das schon besser verstehen lernen.

Ther. Vater, ich will dich noch um etwas fragen.

Vat. Nun? — ich wills gern beantworten, wenn ichs weiſs.

Ther. Sieh, es leben doch noch so viele andere kleine Thiere im Waſſer, müſſen denn die auch Luft haben?

Vat. Ich glaube es — es iſt höchſt wahrscheinlich, daſs kein einziges ganz ohne Luft leben könne, wiewohl viele nur wenig Luft nöthig haben mögen.

Ther. Nun, wie bekommen ſie denn alle die Luft.

Vat. Alle? liebe Therese; von allen bin ich es dir nicht im Stande zu sagen.

Ther. Aber kannſt du es mir nicht von einigen sagen?

Vat. Von einigen? Ja. — Wie die Thiere Luft einathmen können, welche oben auf dem Waſſer schwimmen, das iſt leicht begreiflich: aber es leben auch Thiere unter dem Waſſer, mit groſsen langen Schwänzen, die faſt länger ſind, als die Thiere selbſt. Diese ſind die Röhren, mit welchen ſie Luft einsaugen, indem ſie dieselbe ein wenig über die Waſſerfläche empor halten. Andere Würmer haben am Schwanze einen Ring von feinen Federn oder Haaren, welchen ſie aus dem Moraſte, oder aus dem Waſſer, in welchem

ſie leben, hervorhalten, und damit Luft einſaugen. Die feinen Haare dienen dazu, daſs in dieſe Luftröhre kein Waſſer eindringen kann.

So mag wohl jedes Thierchen ſeine eigene Einrichtung haben, um Luft zu ſchöpfen, oder Athem zu holen.

Wiſst ihr auch wohl, wie neulich der Gärtner eine Menge von Raupen, die dicht neben einander auf dem groſsen Pflaumenbaume ſaſsen, mit Seifenſchaum beſchmierte, und wie ſie alsdann alle todt waren?

Ther. O ja. Der Gärtner legte nachher die Raupen in die Sonne, aber es wollte keine wieder aufleben.

Vat. Wie kam das wohl?

Ther. Iſt etwa der Seifenſchaum ihnen zuwider?

Vat. Ja wohl, zuwider; denn weil er etwas zähe und klebrich iſt, ſo verſtopft er ihnen alle Luftlöcher, mit welchen ſie ein- und ausathmen.

Wilh. Athmen denn die Raupen auch durch Löcher? Ich habe gemeint, ſie athmen bloſs mit dem Munde. — Wo haben ſie denn die Löcher?

Vat. An beiden Seiten ihres Körpers. Wenn ihnen nun die Löcher verstopft werden, so müssen sie ersticken.

Ther. Könnte man ihnen denn nicht auch mit Wasser die Luft nehmen?

Vat. Nicht gut. Das Wasser würde auf dem glatten oder behaarten Körper gleich ablaufen; Oel aber, Seife, und alle etwas fette und klebrige Sachen, bleiben fest sitzen. —

„Hei," rief jetzt Carl, „da kommt die Mutter mit den Fischen, und alle Kinder sprangen ihr entgegen."

„Vater," rief Carl, als am nächsten Abende der Vater bei guter Zeit in den Garten kam, „wirst du heute Abend die Birnen abnehmen?"

Vat. Sind sie denn auch schon reif?

Carl. O ja, Vater, oben in dem Gipfel sind sie ganz gelb, und einige sind schon von selbst heruntergefallen.

Der Vater ging hin, und besahe sich den Baum. „Mit der Leiter," sprach er, „wagte ich mich so hoch nicht hinauf; aber ich will

eine lange Stange holen, da wollen wir sehen, was wir herunter bringen können.“

Er holte die Stange, ſtämmte ſie gegen den Gipfel des Birnbaums, schüttelte denselben auf diese Weise, und es fielen eine ziemliche Menge von Birnen herunter, die die Kinder mit grossem Jauchzen aufIasen.

Wilhelm entdeckte, daſs in den Birnen, die den Augenblick erſt vom Baume herunter fielen, Ameisen waren, und ziemlich tiefe Löcher hinein gefreſſen hatten. Dieſs wunderte ihn, doch nahm er ſich jetzt noch nicht Zeit zu fragen. Aber wie die Birnen ausgetheilt waren, und einige davon auch gegeſſen, da sagte er dem Vater, was er bemerkt hatte, und bezeigte seine Verwunderung darüber, daſs die Ameisen so hoch auf den Baum hinaufgekommen wären. „Ich möchte nur gern wiſſen, sagte er, was die Thiere so hoch oben auf dem Baume zu suchen hätten?“

Ther. I, das ſiehſt du ja; Birnen haben ſie ſich gesucht.

Wilh. Das seh' ich wohl: aber woher haben ſie denn gewuſst, daſs die Birnen reif waren?

Vat. Nun, das errathe mir einmal, wie sie das gewuſst haben.

Wilh. Sie werden es doch nicht gar gerochen haben?

Vat. Ich meine doch, der Geruch iſt bei allen solchen kleinen Thieren sehr scharf. Wie wollten ſie ſich auch ſonſt ernähren können, wenn ſie nicht durch ihren Geruch ihre Nahrung aufzufinden wüſsten?

Ther. Ich könnte so weit keine Birnen riechen, zumal in freier Luft.

Vat. Das will ich dir glauben. — Unser Geruch iſt nicht so scharf, als bei diesen kleinen Thieren. Indeſſen giebt es noch Menschen, die einen viel feinern Geruch haben, als wir. Manche Araber ſind im Stande, ein Kameel unter einem ganzen Haufen herauszufinden, wenn ſie nur an der Stelle, wo das Thier gelegen hat, haben riechen können. An diesem Geruch erkennen ſie es nachmals wieder.

Ther. Ei, wenn da diese kleinen Thiere einen eben so guten Geruch haben, da werden ſie wohl überall ihre Nahrung riechen, wenn ſie auch ein Bischen weit iſt.

Vat. Ganz gewiſs haben ſie einen noch feinern Geruch, ſonſt würden ſie ihre Nahrung nicht auffinden können, und wären auch nicht im Stande, das, was ihnen ſchädlich iſt, von dem Dienlichen zu unterscheiden.

Ther. O das iſt doch ſchön, wie der liebe Gott da für die armen kleinen Thiere geſorgt hat. Wenns ihnen nun schon keiner sagt, so wiſſen ſie doch, was ſie nicht fresſen dürfen, und merken gleich, wo es etwas zu schmauſsen giebt.

Vat. Ja wohl, liebe Therese; das hat der liebe Gott alles sehr gut eingerichtet, ſonſt würden freilich die Thiere häufig verhungern müſſen, oder ſie müſsten ſterben, weil ſie schädliche Dinge gefreſſen hätten.

Ther. Vater, ich meine, es müſste recht hübsch seyn, wenn wir wüſsten, wie jedes Thier es anfinge, ſich zu ernähren:

Vat. Ja wohl müſste es das seyn, und wir könnten auch daran sehen, wie Gott so gütig iſt, und alles in der Welt aufs vortrefflichſte eingerichtet hat.

Wilh. Weiſs man es denn nicht, wie ſich die Thiere ernähren? Ich dächte, von vielen könnten wir es doch wiſſen?

Vat. Wir wiſſen es auch wirklich von sehr vielen, aber bei weitem nicht von allen. Die Adler und Falken und andere Raubvögel z. B. erheben ſich hoch in die Luft, so hoch, daſs ſie nur noch wie ein kleines schwarzes Pünktchen aussehen.

Carl. Warum thun ſie das, Vater?

Vat. Laſs mich nur ausreden, da sollſt du es hören. — Von dieser Höhe herab können ſie nun eine ganze groſse Gegend überſehen, und leicht entdecken, wo es etwas für ſie giebt. Ihr Geſicht iſt so scharf und fein, daſs ſie kleine Vögel und Mäuse, und selbſt kleine Fische im Waſſer entdecken — und nun fliegen ſie herab, und ſtoſsen schnell auf ihren Raub. — Andere Thiere, z. B. Raben, wittern das Aas auf mehrere Meilen weit. So iſt es auch mit vielen Aasfliegen, die das Fleisch sehr weit riechen, um die Eier hineinzulegen, aus welchen die künftigen Jungen herauskommen sollen. Sobald diese auskriechen, finden ſie in dem Fleisch, welches alsdann schon etwas

in Fäulniſs übergegangen iſt, sogleich ihre Nahrung.

Ther. Vater, ich wundere mich nur, wie so viele kleine Thierchen ſich erhalten können? Sie ſind doch gar zu schwach.

Vat. Wie lebt die Spinne, die faſt gar nicht von ihrer Stelle fortgeht?

Carl. O die macht ſich ein Netz, und fängt ſich Fliegen und Mücken.

Vat. Und die Biene? die iſt doch auch ein schwaches kleines Thierchen?

Ther. O die sucht ſich wohl ihre Nahrung. Sie fliegt ja so weit nach Blumen umher, daſs ſie wohl eine Stunde weit von ihrem Stocke entfernt iſt, und weiſs ſich doch immer wieder nach Hause zu finden.

Vat. Nun ſieh, so hat Gott jedes Thier schon so eingerichtet, daſs es seine Nahrung zu bekommen weiſs. Welcher Mensch würde ein so künſtliches Netz zu wirken wiſſen, wie die Spinne. Und dieses Thierchen hat nichts weiter dazu, als ihre Füſse und ihr Maul, und ein Paar Warzen am Körper, aus welchem ſie die klebrige Feuchtigkeit nimmt, von der ſie die Faden spinnen will. —

Habt ihr gestern gesehen, wie sich die Ente badete.

Wilh. O! das haben wir alle öfters gesehen.

Vat. Nun drang denn das Wasser bis auf die bloſse Haut etwa ein?

Wilh. Nein, Vater, es lief immer auf den Federn ab.

Vat. Siehst du! Das Thier sollte vorzüglich auf dem Wasser leben, und dort seine Nahrung suchen; dazu gab ihm der liebe Gott solche glatte und fette Federn, von welchen das Wasser abläuft. Hätte die Ente solche Federn, wie das Huhn, da würde sie es nicht lange im Wasser aushalten.

Carl. Neulich war bei dem Herrn Nachbarn ein Huhn in die Pfütze gefallen, — das war über und über naſs, und alle Federn waren struppig.

Vat. Wenn es nun der Ente auch so ginge?

Wilh. Ei, da könnte sie nicht im Wasser leben — Sie kann auch besser schwimmen, als die Hühner; — die Hühner können gar nicht schwimmen.

Vat. Nein, das können ſie freilich nicht: aber die Ente iſt ganz dazu gebauet. Seht einmal ihren runden breiten Körper, der dicht mit Federn besetzt iſt, und die breiten Füſse, mit denen ſie im Waſſer vortrefflich rudern kann.

Ther. Und ſie kann auch untertauchen.

Vat. Richtig; um die Fische aus dem Waſſer herauszuholen. Der breite Schnabel iſt so recht zum Feſthalten derselben geschickt, und mit dem langen Hals kann ſie tief hinunter fahren, wenn ſie etwa unten einen Fisch gewahr wird.

Wilh. Aber ſie kann ja unten im Waſser nicht sehen. Das Waſſer kommt ja in die Augen?

Vat. Sie kann sehr gut sehen. Alle Vögel haben unter den Augenliedern noch eine dünne durchſichtige Haut, die ſie über das Auge ziehen — das heiſst die Nickhaut.

Ther. Aber was machen denn die andern Vögel mit dieser Haut? Die leben doch nicht im Waſſer. Ich dächte die brauchten keine solche Haut.

Vat. Sie haben derselben auch nöthig, damit ihnen beim Fliegen kein Staub ins Auge kommt.

Wilh. Aber, Vater, würden denn die Hühner auch sich selbst ernähren können? Wir müssen sie ja füttern?

Vat. Wenn sie immer in ihrer Freiheit geblieben wären von jeher, so würden sie sich recht gut ernähren. Die Bauern füttern ihre Hühner auch oft den ganzen Sommer über nicht. — Sie suchen sich selbst, was sie nöthig haben. Und weisst du denn nicht, dass viele Arten Hühner noch in ihrer Freiheit in den Wäldern leben, und sich wohl zu ernähren wissen, ohne dass sie einer füttert?

Wilh. Nein, Vater, das hab ich nicht gewusst.

Vat. Nicht? Kennst du auch das Rebhuhn nicht? — Ausserdem giebt es noch Rebhühner, Haselhühner und manche andere — Die Truthühner oder Puter, welche bei uns zahm sind, leben auch noch an vielen Orten auf der Erde wild; und so sind eben-

falls unsere Haushühner noch wild zu treffen.

Carl. Ei, was fressen sie denn da, wenn sie niemand füttert?

Vat. Vielerlei, was sie hier auch fressen. Mit ihren spitzen Schnäbeln wissen sie verschiedene Arten von Saamen und Früchten gut auszupicken, und Gras und kleine Würmer zu fassen, und mit ihren scharfen Füssen können sie sehr geschickt die Erde aufscharren, und die Würmer, die in derselben liegen, hervorholen.

Wilh. Aber im Winter, Vater, wie machen sie es denn da?

Vat. Diese Hühner, von welchen unsere Haushühner entstanden sind, leben in einem Lande, wo es niemals Winter ist, in Ostindien — da haben sie also wegen ihrer Nahrung gar keine Noth.

Ther. Dabei fällt mir ein, wo doch so viele Vögel im Winter seyn mögen? Man sieht sie ja gar nicht, und wenn es warm wird, sind sie alle wieder da.

Vat. Da sieht man eben recht daran, wie Gott alles so schön zur Erhaltung der Geschöpfe eingerichtet hat. Die Vögel, welche im Winter bei uns keine Nahrung mehr zu finden wissen, ziehen gegen den Herbst von uns weg, und begeben sich in wärmere Länder.

Ther. O, das ist wunderbar — und nun besinne ich mich auch; die Vögel, welche zuweilen so hoch in der Luft in grosser Menge beisammen fliegen, das werden solche Vögel seyn. Die Leute sagen immer: die Vögel ziehen weg.

Carl. Aber finden sie denn auch den Weg?

Vat. Den Weg finden sie sehr gut, und wissen auch die Zeit recht genau, wann sie wegziehen, und nachmals auch, wann sie wieder kommen sollen, aber kein Mensch kann sagen, wie sie den Weg treffen, und die Zeit wissen; das weiss Gott nur allein.

Ther. Ziehen denn aber nicht auch and re Thiere vor dem Winter von uns weg?

Vat. Nein Kind, in unsern Gegenden giebt es keine andere Thiere, außer den Vögeln, welche wegzögen. In vielen entfernten Gegenden giebt es wohl einige Thierarten, welche in großen Heerden von mehreren Tausenden in andere Gegenden ziehen — dieß ist aber meistentheils aus Mangel an Wasser und an Futter. Die Thiere, welche bei uns bleiben, und doch im Winter sich nicht erhalten könnten, verbergen sich in der Erde, oder im Wasser.

Wilh. Im Wasser, Vater? — In der Erde weiß ich wohl, verbergen sich viele Thierchen, aber im Wasser, weiß ich doch kein einziges?

Vat. Du weißt viele Thiere, welche sich in der Erde über Winters verbergen? Ei, nenne mir sie doch?

Wilh. Die kleinen Würmer; die sind ja alle verschwunden, wenn es anfängt, Winter zu werden.

Vat. Wohl wahr: aber die meisten mögen wohl dann sterben, und andere kriechen

wieder in die Erde, um sich darinn zu verwandeln, und in anderer Gestalt wieder hervorzukommen — aber selbst von den vierfüſsigen Thieren verbergen sich über Winters einige in der Erde.

Wilh. Welche denn, Vater?

Vat. Der Hamster z. B., der wie der Maulwurf im Winter in der Erde schläft; eben so viele Arten von Kröten, und die Frösche bleiben auf dem Grunde des Wassers.

Ther. Ja, das ist wahr, das habe ich selbst gesehen. Im vorigen Jahre nahm mich der Vetter einmal mit im Winter spatzieren. Da kamen wir an einen Graben, welcher helles Wasser hatte, und oben so fest zugefroren war, daſs der Vetter darauf gehen konnte. Unten auf dem Boden dieses Grabens war eine ganze Menge von Fröschen, die ganz still und ohne Bewegung blieben, wenn man auch oben aufs Eis trat, und auf demselben herumsprang.

Vat. Und nun sieh einmal die Raupen, wie die im Winter ausdauern. Viele sind

in dichte Nester eingehüllt, und kommen im Frühlinge, wenn es warm wird, wieder hervor — andere kriechen erst aus ihren Eiern.

— Eben wurde der Vater von einer Magd abgerufen, weil ihn jemand zu sprechen wünschte.

„O," sprachen die Kinder, „das ist schlimm, daſs du nun fort muſst.

Vat. Nun, nun, seyd dann nicht unwillig, wir können ja nächstens weiter darüber sprechen.

Inhaltsverzeichniß.

1. Die Johannisbeeren S. 1
2. Die Erdbeeren 7
3. Der Pudel 10
4. Der geschenkte Kuchen 13
5. Das Vesperbrod 16
6. Das zahme Täubchen 20
7. Das zahme Mäuschen 24
8. Das Häschen 28
9. Der trotzige Erich 32
10. Das Kätzchen 36
11. Amalie und Gustav 41
12. Friedrich und sein Kreisel 45
13. Julie 49
14. Lieschen und Gustav 53
15. Lottchen 58
16. Ferdinand 50
17. Die Nachahmerin 63
18. Die Gartenbeete 67

19. Man muß einander helfen S. 72
20. Schädliche Spielerei 76
21. Minchen 81
22. Malchen an den Himbeersträuchern 84
23. Der Weihnachtsstollen 87
24. Man kann seine Furchtsamkeit ablegen 90
25. Die Stube mit Vögeln 99
26. Der gefangene Sperling 106
27. Die gute Schwester 114
28. Man muß auch Scherz verstehen 122
29. Man muß den Scherz nicht zu weit treiben 131
30. Lottchens erster Strumpf 134
31. Die beiden Judenkinder 137
32. Man muß sich in die Umstände schicken. 142
33. Einige Geschichten von Thieren. 147
34. Die Hühnersteige 167
35. Die geschenkten Spielsachen 170.
36. Der nackte Sperling 176
37. Die kranke Mutter 182
38. Die Uebung macht alles leicht 188
39. Die Meſſe 191
40. Drei Abendgespräche Vater Thalheims mit seinen Kindern 210

Neue Verlagsbücher von Ph. Heinrich Guilhauman in Frankfurt.

Baumes (Bürger) kleine chemische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt. gr. 8. 2. Rthlr.

Briefe (geheime) über die Geschichte unsrer Tage. 8. 3 ggr.

Christ. (J. L.) patriotische Nachricht und für jeden Landmann deutliche Anweisung z. d. einträglichen Tabacksbau 2c. neue Auflage. 8. 6 ggr.

Dessault, auserlesene chirurgische Wahrnehmungen. 9 Bände mit Kupfer. gr. 8. 4 Rthlr. 14 ggr.

Erzählungen und Gemälde aus dem häuslichen Leben. Herausgegeben von A. Lindemann, mit Kupfern von Chodowiecky.

Eulers (M.) Vorübungen zu Komtoirgeschäften. Dritte verbesserte auf neue Zeiten eingerichtete Auflage von J. H. Stricker gr. 8. 20 ggr.

Eulers (M.) Handlungs-Lexikon, in deutschen, französischen und italienischen Rubriken für junge Kaufleute, durchgesehen und vermehrt

von J. H. Stricker. 3te Aufl. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthlr. 4 ggr.

Flora (ökonomisch-technische) der Wetterau. Herausgegeben von G. Gärtner. Dr. B. Meyer und Dr. J. Scherbius 1r Band mit 1. Karte. 8. 1 Rthlr. 22 ggr.

Grosier allgemeine Beschreibung des Chinesischen Reichs nach seinem gegenwärtigen Zustande. 2 Bände, neue Auflage gr. 8. 2 Rthlr.

Helene par Madame le Baronne de *** 2 Part. 8. br. 1 Rthlr.

Lang, Carl, kleine Bibliothek für junge Deutsche. 8. Bändchen mit Kupfern u. Musik; gebunden 5 Rthlr. 8 ggr.

Lang's Almanach und Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden 1800 mit Chodowieckischen Kupfern. 1 Rthlr. 12 ggr.

Meidinger (J. V.) deutliche Erklärung vieler französischen Wörter, welche im Deutschen einerlei Bedeutung zu haben scheinen, neue Auflage 8. 6 ggr.

Müller (J. C. E.) Anweisung zur zweckmäßigen Behandlung des Obsts- u. Gemüsgartens. 2 Thle gr. 8. 1 Rthlr. 4 ggr.

Müller (J. C. E.) der vollständige Monatsgärtner, oder deutliche und vollständige Anweisung zu allen Geschäften in Baum-, Küchen- und Blumengärten, für alle Monate des Jahres. 2te verbess. Aufl. 8. 16 ggr.

Neues zweckmäßiges Erleichterungsmittel zur Erlernung der franz. Sprache. 1te Liefer. 9 ggr.

Portal Anleitung zur Einimpfung der Blattern nebst einer Abhandl. über die Natur und Behandlung dieser Krankheit 8. 20 ggr.

Reichsabschied (Cöllner) von 1512 oder Kaisers Maximilian des Ersten Ordnung der Notarien. Nach dem Gerstlacherschen Texte mit einer historisch und juristischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von Joh. M. Stark. gr. 8. 8 ggr.

Rougemonts (J. C.) Abhandl. von der Hundswuth, aus dem Franz. übersetzt vom Professor Wegele, mit 1. Kupf. gr. 8. 1 Rthlr. 4 ggr.

Le Vaillant Reise in das Innere von Afrika vom Vorgebürge der guten Hoffnung aus. In den Jahren 1780 bis 1785. mit Kupf. 5 Theile; neue Auflage. gr. 8. 6 Rthlr. 8 ggr.

Uebersicht der neuesten pomologischen Litteratur. 1tes Heft. Litteratur vom Jahre 1797. 8. 8 ggr.

Versuch einer Geschichte des Obstbaues in Frankreich. 8. 12 ggr.

Wagner (F. L.) neues Handbuch der Jugend in Bürgerschulen 1te Hälfte, 2te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 8 ggr.

Löhr, Johann Andreas Christian,

Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen

Bd.: [1]

Frankfurt am Main 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.143(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301353-1